

Das Schwarze Korps

ZEITUNG DER SCHUTZSTAFFELN DER NSDAP
Organ der Reichsführung "

Verlag: Franz Eher Nachf. GmbH, Zweigniederlassung Berlin, Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf: 110022. Postscheckkonto: Berlin 4454. Anschrift der Schriftleitung: Berlin SW 68, Zimmerstr. 88-91. Anzeigenpreise laut auf Preisliste.



Bezugspreise: Durch die Post bei freier Zustellung ins Haus durch den Briefträger 66 Pf., durch Streifz. monatl. 95 Pf. Ausland mit ermäß. Porto 80 Pf., übriges Ausland RM. 1,65. In Groß-Berlin erf. Zustellung durch Austräger ins Zweigstellen

Wehe dem, der irrt

Ist es so lange her, daß der Feind den Italienern erklärte, er bekämpfe nicht das italienische Volk, sondern das politische Programm des Faschismus und ganz besonders und persönlich dessen Schöpfer Mussolini? Noch vor kurzem hat Roosevelt, in die Pantoffeln seines Lehrmeisters Wilson schlüpfend, dem italienischen Volk eine „Botschaft“ ähnlichen Inhalts übermitteln lassen.

Wir wissen nicht, ob und inwieweit es Leute gab, die an diese Sirenenklänge geglaubt haben. Die innerpolitischen Vorgänge in Italien müssen zurzeit als Ganzes aus jeder Betrachtung der Lage herausgenommen und nur in ihren Folgen bewertet werden. Dies ist nicht allein ein Gebot politischer Zweckmäßigkeit der Gegenwart. Auch die Geschichte wird das, was sich in Italien zutrug, nur nach den Ergebnissen bewerten können.

Lehrreicher Vorgang

Der Feind hat den Regierungswechsel propagandistisch selbstverständlich nach Strich und Faden ausgewertet. Er hat aber zugleich in einem Trommelfeuer aus Drohungen und Verwünschungen erklären lassen, daß mit dem Ausscheiden Mussolinis aus der politischen und militärischen Führung und durch die Übernahme seines Amtes durch den Marschall Badoglio, einen der Mitgestalter des italienischen Imperiums und Wortführer der italienischen imperialen Ansprüche, noch nichts geschehen sei. Der Feind gibt damit — woran ja auch niemand gezweifelt haben kann — zu, daß sein Kriegsziel „Beseitigung Mussolinis und des Faschismus“ nur eine Fiktion war.

Der Feind fordert nicht die Kapitulation eines mussolinischen Italiens, sondern Italiens überhaupt, jedwedes Italiens, mag es nun durch Badoglio, durch den König oder sonst wem vertreten werden. Und damit auch ja keine Zweifel darüber auftreten, was man sich unter der geforderten Kapitulation und ihren Folgen vorstellen habe, geben Churchill, Vansittart und andere den Kommentar: Auslöschung der italienischen Nation!

Es mag überall, vielleicht auch in Italien, Leute geben, die das mit der „Auslöschung“ — die ja den Italienern und auch uns oft genau verheißen wurde — nicht wörtlich nehmen möchten. In Städten, die vom Luftterror heimgesucht wurden, ist man dazu weniger geneigt. Aber es genügt daneben durchaus, sich an den politischen Sinn eines solchen Wortes zu halten. Wenn die Briten, Amerikaner und Sowjets ihre — im übrigen sehr verschiedenen — politischen Ziele im Mittelmeerraum erreichen wollen, so brauchen sie die italienische Halbinsel allerdings nicht gänzlich von Menschen zu entblößen, sie brauchen nicht den letzten Italiener umzubringen, es genügt durchaus, wenn sie die Italiener als Nation auslöschen.

Eine Nation stirbt mit ihren Lebensgrundlagen und Lebensrechten. Die Lebensgrundlagen und Lebensrechte der italienischen Nation sind mit den Anprüchen der Plutokratien und des Bolschewismus im Mittelmeer unvereinbar. Das ist keine dialektische Behauptung der einen oder der anderen Seite, sondern eine geschichtliche Tatsache.

Als nach den napoleonischen Kriegen die Briten die unbedingte Vorherrschaft der Fran-

zosen im Mittelmeerraum gebrochen hatten, erlebte auch dieser Teil der Erde eine Sonderausgabe der britischen Gleichgewichtspolitik. England spielte — je nach Bedarf — das zärtliche Rußland gegen die Türkei, Frankreich gegen Rußland, Rußland gegen Österreich aus, es förderte Spaniens Schwäche, es band die Macht der Pforte in endlosen Auseinandersetzungen mit syrischen und arabischen Stämmen und den Khediven in Ägypten. Dies alles schließlich mit dem Erfolg, daß England am Ende nicht nur Gibraltar und Malta behielt, sondern als Krönung seiner Mittelmeerpoltik auch in Ägypten und am Suezkanal Fuß faßte, den wenige Jahre zuvor ein Franzose erbaut und der Kaiser von Österreich eröffnet hatte.

Bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein spielte eine italienische Nation in diesen Auseinandersetzungen überhaupt keine Rolle, und dementsprechend ging sie auch bei der Verteilung der Beute leer aus. Bis zur politischen Einigung Italiens, nämlich bis 1866 und 1871, gab es auf der Halbinsel nur das kleine sardinisch-piemontesische Kernland, das sich in Kriegen gegen Österreich erschöpft. In der Lombardei und Venetien herrschte Habsburg, in Mittelitalien neben weiteren Kleinstaaten der Kirchenstaat, in Neapel und Sizilien saßen die Bourbons, sie alle Spielzeug in der britisch-französischen Machtpolitik. Aber den Cavour und Garibaldi und den übrigen Männern, die Italiens Einheit schufen, brannte die Notwendigkeit dieser Einheit und einer einheitlichen nationalen Machtpolitik unter den Fingern. Sie dienten nicht einem privaten Ehrgeiz und nicht romantischen Träumen, sondern der klaren Erkenntnis, daß ein machtloses Italien auf seinem engen Raum erstickt würde.

Unter allen Anrainern des Mittelmeers war Italien schon vor der Staatsgründung das am dichtesten bevölkerte Land, gesegnet mit einem Bevölkerungsüberschüß, der auf eigenem Boden sein Brot nicht mehr finden konnte. Damals schon mußten alljährlich ungezählte Italiener nach Nord- und Südamerika auswandern, in den Küstenstrichen des Mittelmeers oder in den Industriestaaten des Kontinents ihren Erwerb suchen. Und gerade dieses Volk, das im Mittelmeerraum die größte Lebenskraft und Aktivität entfaltete, das diesen Raum mit seiner Kultur befruchtete und hier auf Schrift und Tritt auf die Traditionen seiner einstigen Größe stieß — gerade dieses Volk war vom Wettbewerb der Raumfremden ausgeschaltet und auf die Rolle eines Kolonialvolks verwiesen, dessen Leben und Sterben den wirklichen Herren völlig gleichgültig sein konnte.

Für die junge italienische Nation gab es nur eine Zukunft und eine Lebensmöglichkeit: Ihre Macht mußte den Strömen der Auswanderer folgen. Sie mußte im Mittelmeerraum jene Stellung erringen, die ihrer Volkszahl und Volkskraft wie ihren kulturellen Leistungen entsprach. Sie mußte Raum haben, um dem Raum das Brot abzuringen, dessen sie bedurfte.

Der im vergangenen Jahrhundert noch sehr einfache Vorgang der Abschöpfung überzähliger Volkskraft durch Abwanderung konnte nicht die einzige Zukunftsaussicht einer italienischen Nation sein. Die überseeischen Auswanderungsgebiete mußten eines Tages überfüllt sein, der aufstrebende Nationalismus in den Mittelmeerlanden mußte sie eines Tages



“Panzer-Grenadiere stoßen vor

weiterer italienischen Zuwanderung verschließen. Dann war die Katastrophe da: Italien, ohnehin ein Land niedrigsten, seiner Vergangenheit und Kultur unwürdigen Lebensstandards, Schauplatz vieler Hungersnöte, mußte als Gefangener im eigenen Hause verhungern und dabei zuschauen, wie andere, Fremde, die selbst im Überfluß lebten, die Früchte seines Gartens ernteten.

Kampf ums Brot

Die Lebensansprüche der geeinten italienischen Nation waren solcherart nicht Utopien jeweiliger Machthaber, hinter ihnen stand nicht, wie in anderen Ländern, der Machtwill einer händlerischen Oberschicht. Italien suchte sein Brot, und es mußte dabei ganz naturgemäß mit jenen in Konflikt geraten, die vorher schon, als eine italienische Nation noch nicht existierte, die Verteilung der Erde unter sich vorgenommen hatten.

Italien ging schon vor der Jahrhundertwende nach Ostafrika, um für seine Siedler einige bescheidene, wenig ergiebige Küstenstriche zu erobern, es rang den Türken 1905 Libyen und den Dodekanes ab, dies alles zu einer Zeit, als von einem Faschismus und seinen imperialen Zielsetzungen noch keine Rede war, und unter Regierungen, die nicht weniger demokratisch und freimaurerisch waren als irgend eine französische oder britische. Italien geriet nur deshalb in keinen Konflikt mit England, weil weder Libyen noch Eritrea noch Itali-

nisch-Somaliland britische Begehrlichkeit erweckten oder einen ersichtlichen Machtzuwachs für Italien darstellen konnten. England demaskierte sich Italien gegenüber erst im Ersten Weltkrieg. Von England in den Kampf gegen die Mittelmächte gelockt, durfte sich Italien so weit verblüten, wie es den Briten gerade recht war. Es wurde nur so weit unterstützt, daß es eben nicht zusammenbrach. Es war nach dem Ende des Ersten Weltkrieges auf den Status einer zweitrangigen Macht herabgesunken, ein Besiegter unter den Siegern, den man ohne Fähnis dm die Versprechen brüggen durfte, die ihm 1915 gegeben worden waren. Ein einmaliges Beispiel in der Geschichte, zugleich ein Höhepunkt britischer Ränkepolitik, ein eindeutiges Zeugnis dafür, daß die italienische Nation ihre Lebenssicherheiten nur gegen England, niemals mit Eng-

land erringen konnte.

Damals war es Benito Mussolini, der Italien vom Rand des Abgrundes zurückriß. Im Wiederaufstieg der italienischen Nation unter Mussolini. Führer spiegelten sich alle Gesetzmäßigkeiten der Stellung Italiens im Mittelmeerraum wider, denn Mussolini begann nicht als blindwütiger Englandhasser, er führte auch auf der Höhe seiner Macht eine geschmeidige Politik, und gleich Adolf Hitler versuchte auch er zu einer Einigung mit England zu gelangen.

Er hat im Völkerbund mitgearbeitet, er ist nach Stresa gegangen. Er hat die nationalen Forderungen bis an die Grenze des Erträglichen herabgemäßigt. Er hat auf das italieni-

nische Malta verzichtet, ersuchte trotz Tunis und Korsika Freundschaft mit Frankreich, er hielt gute Nachbarschaft mit dem großen wahnwüsten jugoslawischen Saisonstaat am anderen Ufer der Adria. Er suchte die Lösung der überdringlichen Brot- und Siedlungsfrage durch eine beispiellose Kolonisationsleistung in Libyen und schließlich durch Raumgewinn in Ostafrika, fernab von allen britischen Mittelmeinteressen.

Aber es kam den Briten nicht darauf an, lediglich jede Schmälerung der eigenen Macht zu verhindern: gerade ihre Stellungnahme im Abessinienkrieg beweist, daß ihnen allein schon die Stärkung Italiens, der Versuch einer Sicherung seiner Lebensansprüche, ein Kriegsgrund war. Die Hilfe, die sie dem Negus und seinen Männern durch den Sanktionskrieg zuteil werden ließen, bezeugt zugleich ihre völlige Verantwortungslosigkeit gegenüber Europa und der weißen Menschheit. So wie sie damals dem Negus Waffen lieferten, die seine Wilden gegen Europäer erheben sollten, genau so haben sie sich später mit der moskowitischen Unterweltverschwörung gegen Europa, seine Menschen und Kulturen verbündet.

Als England den Sanktionskrieg verloren hatte und das italienische Imperium errichtet war, war der Krieg gegen Italien eine für England beschlossene Sache. Es wartete nur noch auf die günstigste Gelegenheit. Und dieser Krieg sollte kein Krieg gegen Mussolini und den Faschismus, sondern ein Krieg gegen das volks- und geburtenreichste Land des Mittelmeerraums sein, das allein durch seine Existenz eine ständige Bedrohung der britischen Macht darstellte und durch seine weithin wirkende kulturelle Tradition auf die anrainenden Völker, besonders aber auf das Arabertum Nordafrikas und Vorderasiens, einen ganz anderen Einfluß ausübt als das raumfremde, arrogante Britentum.

Was Britannien haßt

Der Brite haßt diese zahlreichen und fleißigen Italiener, die überall in seinem mittelmerischen Macht- und Interessengebiet als geachtete Freunde der Landesbewohner auftreten und ihnen zeigen, daß in die Hände eines Europäers nicht ausschließlich Revolver und Reitpeitsche gehören, daß man auch als Weißer und noch dazu als Angehöriger des ältesten Kulturvolks arbeiten und — Kinderkriegen kann. Der Brite haßt diese kinderfreien italienischen Mütter, die den reichen Segen ihrer Kinderstuben über den Mittelmeerraum verstreuen, über das Meer, das sie durch längst schon zum Mare Nostrum gemacht haben, ehe noch staatliche Macht ihnen zu folgen vermöchte.

Der Brite weiß sehr gut, daß man auf die Dauer ein blutleeres System von militärischen Stützpunkten, Handelsstationen und Bankenvertretungen nicht gegen eine überströmende Volkskraft halten kann, es sei denn, man entschließe sich zur radikalen Lösung. Sie heißt dann freilich nicht: Fort mit Mussolini! oder Fort mit dem Faschismus! Sie heißt: Zerstörung der Volkskraft! Man kann das mit Terrorgeschwadern beginnen, die Mord und Brand aussäen, aber vollenden kann man es nur durch die Zerstörung der Form, in der sich die Volkskraft entwickelt, durch die Vernichtung der Nation mit eigener politischer Willenskraft, ihre Zurückdrängung auf den Stand einer „Bevölkerung“, die klaglich und würdelos dahinvegetiert.

Das Italien, das sich die Briten wünschen, ist das hat schon Mussolini immer gesagt, das Italien der Hoteldiener und Straßenbettler. Es ist das Italien von 1830 oder das Italien von 1919, arm, hungrig, würdelos, dankbar für jedes Almosen. Es ist ein Italien, das, so wie es ehemals Auswanderer in aller Welt entsandte, seinen Herren Arbeitssklaven liefern müßte, Sklaven für die Ausbeutung Afrikas, Sklaven nach sibirischen und turkestanischen Bergwerken. Es ist ein Land des Hungers, in dem die Mütter müde würden, Kinder zu gebären, und unfähig, sie zu ernähren. Eine Kolonie, ein europäisches Indien, mit oder ohne eingeborene Fürsten. Mehr nicht.

Nur dann, nur unter dieser Voraussetzung könnten die Briten oder vielmehr ihre amerikanischen Erben im Mittelmeerraum nach Gudücken schalten und walten. Nur dann könnte auch der Traum der Juden in Erfüllung gehen, die im Mittelmeerraum ein neues Karthago begründen möchten, eine händlerische Oberschicht über ergebenen, machtlosen Kolonialvölkern. Der lendenlämmige, unproduktive Jude würde sich hier neben, geschweige denn über dem beweglichen, fleißigen Italiener niemals halten können.

Die Vernichtung der italienischen Nation, die Dezimierung der italienischen Bevölkerung ist auch die Voraussetzung einer Schaffung des Judenstaates, wie ihn die Juden planen.

Wir sehen: von Mussolini und dem Faschismus ist hier nicht die Rede. Italien und die Drohung, die über ihm steht, ist ein ganz klares Beispiel für den Sinn dieses Krieges, wie ihn der Gegner sieht und wie wir alle ihn zu sehen haben. Er ist durch die Vorgänge in Italien nur noch um vieles deutlicher geworden. Es geht um weit mehr als um Menschen und Systeme. Es geht um das Leben selbst. Wehe dem, der hierin irrt. Solche Irrtümer können tödlich sein.

Hauptredakteur: Gunter d'Alquen z.z. Waffen-
Verlag: Franz Eber Nachf. GmbH (Zentralverlag der
NSDAP), Berlin SW 68 — Druck: Buchgewerbehaus
M. Müller & Sohn, Berlin SW 68 — Zurzeit ist Preisliste
Nr. 9 vom 1. Mai 1940 gültig.

Wenn zwei dasselbe tun

Die plötzliche Liebe zur Zoologie, die bei so vielen Gartenbesitzern ausbrach, beruht zwar nicht auf den Idealen uneigennütziger Tierfreundschaft, aber sie verdient dennoch Schutz und Förderung. Wer sich in seinem bischen Freizeit noch die Mühe macht, für seine Hühner oder Kaninchen Haushaltsabfälle zu sammeln und am Wege Löwenzahn und Wegerich zu ernten, der soll dafür nicht auch noch mit mißgünstigen Blicken bedacht und mit papierenen Waffen bedrängt werden.

Daß die Früchte seiner Bemühungen ihm selbst und seinen Kindern zugute kommen, widerspricht nicht, wie manche Leute glauben, allgemeine sozialistischen Grundsätzen. Es ist ja seine Mühe, die sich da in einige Pfund Fleisch und einige Dutzend Eier umsetzt. Er erlaubt sich dafür vielleicht keine Vergnügungen. Es gereicht ihm jetzt zum Vorteil, daß er auf die Bequemlichkeiten gänzlicher Verständigung verzichtet und wenigstens mit einem Fuß auf dem Lande bleibe: im Schrebergarten oder in der Siedlung am Strand.

Wollte man von diesen Menschen erwarten, daß sie auch die Früchte ihrer Freizeitarbeit mit anderen teilen, so würden sie die Arbeit, zu der sie ja niemand zwingen kann, wahrscheinlich einstellen und lieber Bier trinken und Skat dreschen, wie es jene andern tun, die nur ernähren, nicht aber sät möchten. Das wäre also eine Überspitzung sozialistischer Forderungen mit durchaus negativem Erfolg. Wir haben das schon mehrfach dargestellt. Die Gemeinschaft hat an den kleinen Privatkleintierhalter ebenso wie an den Liebhärtengärtner nur dann Forderungen zu stellen, wenn er selbst Leistungen der Gemeinschaft in Anspruch nimmt.

Wenn jemand so viele Tiere hält, daß er sie auf eigener Futterbasis, durch eigene Bemühungen nicht mehr erhalten kann, sondern bewirtschaftete Futtermittel beanspruchen muß, dann freilich ist er zu einer Gegenlieferung verpflichtet. Aus diesem Grunde hat der Staat jene Faustregeln aufgestellt, wonach beispielsweise eine gewisse Anzahl Hühner mit eigener Futterbasis je Person „frei“ sind, wonach aber der, der mehr hat, an die Gemeinschaft seine Tribut in Gestalt von Eiern abliefern muß. Denn man kann über den Daumen hinweg, so ungefähr errechnen, daß sich die bewußte Hühnerzahl gerade noch durch eigene Mühen, aus eigenen oder nachbarlichen Haushaltsabfällen ernähren läßt; daß aber derjenige, der sich mehr hält, unbedingt noch fremde Futtermittel in Anspruch nehmen muß, mag er sie nun auf offiziellen oder mehr oder weniger unoffiziellen Wegen beziehen.

Es war hier aber immer — und so oft wir-

auch auf dieses Thema zu sprechen kamen — nur vom Liebhaber die Rede, vom Schrebergärtner, vom Stadtrandsiedler, vom Gartenbesitzer, jedenfalls aber vom Nicht-Bauern. Beim Bauern, beim wirklichen Selbstversorger, liegen die Dinge anders, und das muß einmal deutlich festgestellt werden.

Wer heute durch ein Dorf wandert, bekommt mehr Federvieh zu sehen als je zuvor. Dabei hat sich das Schwergewicht auf solches Geißel verlagert, das — ernährungswirtschaftlich gesehen — nicht zu den Eierlegern zählt und daher auch nicht wie Hühner und Enten unter die Abgabepflichten fällt.

Wer heute Bauernhöfe besucht, wird zu seinem Erstaunen dort häufig auch Kaninchen zu sehen bekommen, Tiere also, die es vormals auf Bauernhöfen so gut wie gar nicht gegeben hat.

Diese auf den ersten Blick so erfreulich anmutende Aufwärtsbewegung bärlicher Kleintierzucht hat leider ihre Schattenseiten. Sie geht mitunter weit über die Eigenbedürfnisse des Hofes hinaus. Natürlich sind die Eigenbedürfnisse erheblich. Wer viel arbeitet, muß und soll auch viel essen. Die bärliche Eigenversorgung mit Fleisch verlagert sich vom bewirtschafteten Schwein auf unbewirtschaftete Kleintiere. Dagegen ist nichts zu sagen. Aber es bleibt leider nicht immer bei der Eigenversorgung. Was da darüber hinaus noch kreucht und fleucht, ist mancher Bauern Scheidemünze. Die Kleintierzucht ist seine private Notenfabrik, die ihn kauftaftig und kaufähig macht, selbst in Zeiten, wo es eigentlich nichts zu kaufen gibt. Denn es soll ja Leute geben — solche, die ihr Geld wiederum sehr leicht verdienen —, Leute, die für eine einzige Gans ihre 100 Mark aus der Westentasche ziehen...

Das sind die ständigen Verführer, die den Bauern, der ja weiß, Gott sein Brot im Schweine des Angesichts erarbeiten muß, je nachdem — locken oder erpressen. Erpressen, wenn sie über Dinge verfügen wie insbesondere Draht, Nägel, Handwerkzeug, Eisen, auf die der Bauer unbedingt angewiesen ist. Da heißt es dann wohl: „Rück heraus oder verzicht!“ Die Wirkung solcher schandloser Erpressungen darf nicht unterschätzt werden — die Entwicklung gerecht beurteilen will.

Manch eine Gans und manch ein fetter Stallhase hat freilich so die wichtige Eigenschaft eines Betriebskapitals. Nicht nur Bauer und Bäuerin sind ja mit ihren privaten Bedürfnissen, auch der Hof ist mit seinen wirtschaftlichen Bedürfnissen auf die Stadt angewiesen. Er braucht laufend Geräte, Maschinen, Lederzeug und anderes mehr. Und es soll ehrenfeste Krämer geben, die da meinen, der Bauer habe sie nicht oder nicht nur mit Geld zu bezahlen. Der Handel, der solcherart zustande kommt, ist

zwar ebenso unmoralisch wie jeder Tauschhandel, aber er dient am Ende der Leistungsfähigkeit des Hofes, die ja dringend nötig ist. Der Bauer kann insoweit ein entschuldigendes Achselzucken üben. Es ist nicht seine Aufgabe, dem Händler auf die moralischen Pfoten zu klopfen, das ist Sache der Stadtleute, die dazu bestellt sind. Aber diese Entschuldigung beantwortet nicht die ganze angeschnittene Frage der bärlichen Kleintierzucht. Es bleibt genug übrig, was auf das Konto Eigen-sucht zu buchen ist.

Nämlich: die bärliche Kleintierzucht unterscheidet sich in einem Punkt grundsätzlich von der des Städters. Die Bäuerin geht nicht mit dem Küchenmesser an den Straßenrand, um für die Stallhasen fettes Unkraut zu schneiden. Sie geht nicht zu den Nachbarn, Haushaltshilfes zu sammeln. Dazu hätte sie gar keine Zeit, im Kriege schon gar nicht. Was immer die lieben Tierchen auch fressen, sie fressen am großen Tisch der Schweine und Kühe und Pferde; und nicht selten auch der Menschen, denn es findet manch ein Weizen- und Roggenkorn verbittert doch den Weg in den Hühnerhof. Das will sagen: die bärliche Kleintierzucht lebt fast ausnahmslos von bewirtschafteten bzw. freigestellten Futtermitteln. Was die vielen zehntausend Gänse, Puter, Kaninchen usw. verzehren, das könnte der Aufzucht so und so vieler Schweine und Kälber dienen. Es hat also mancherorts eine Verlagerung vom bewirtschafteten, erfassbaren Großtier auf das unbewirtschaftete, nicht oder schwer zu erfassende Kleintier stattgefunden.

Es ist gefährlich und gänzlich unratsam, ein Schwein „schwarz“ großzuziehen, zu mästen, zu schlachten, zu verkaufen. Aber die Kaninchensippe, die sich mitunter an Schweines Statt im Schweinstall tummelt und vom Schweinetrog lebt, kann praktisch — man verzehre uns den Vergleich — auch ein schwarz gemästetes Schwein sein, das eines Tages geschlachtet und verkauft oder vertauscht wird. Nur mit dem Unterschied, daß diese Art von „Schweine“-Wirtschaft ungefährlich ist.

Die Wirkung in der Volkswirtschaft ist jedenfalls die gleiche. Eine bestimmte Futtermittelmenge wird — entgegen ihrer Bestimmung — nicht in Fleisch und Fett umgesetzt und dient also nicht der Volkernährung.

Gewiß ist dieses „Vergehen“ gegen die Volkernährung nicht in Bausch und Bogen gleichzusetzen dem eines Stadtkämers, der die ihm zur Verteilung überlassenen Waren der Verteilung entzieht. Der Bauer ist immerhin Erzeuger, er hat Sorge, Arbeit und seine Mühe und — er lebt in der Vorstellung, daß das, was seine Kleintiere fressen, in der Futtermittelwirtschaft seines Hofes überhaupt nicht ausmache.

Nun, es macht in seinem Einzelfall vielleicht wirklich nicht viel aus. Aber im Endeffekt macht es sehr viel aus. Es macht gewiß mehr aus, als der Futtermittelverbrauch aller kleinen Liebhaberzüchter zusammen ausmachen würde, sähe man ihnen nicht so peinlich auf die Finger. Die Gerechtigkeit erfordert es, daß hier mit gleichem Maß gemessen wird.

Der Bauer ist nicht schlechtthin nur der Besitzer seines Hofes; er ist gleichzeitig der Treuhänder deutschen Bodens, der im Kriege nach bestem Wissen und Gewissen zu bearbeiten und zu verwalten hat. Sein Betrieb ist nicht weniger kriegswichtig als die Fabrik für technische Apparate des Kaufmanns Müller oder Schneider. Wie diese Produktionsstätten im Rahmen der Kriegswirtschaft gezwungen wurden, gewisse Leistungsverpflichtungen auf sich zu nehmen, muß man das gleiche vom deutschen Bauer verlangen. Das hat mit Einengung der persönlichen Freiheit gar nichts zu tun. Wenn eines Tages der Krieg zu Ende ist, wird sich der heute unumgänglich notwendige Auflagezwang von selbst lösen. Es sollte doch keiner vergessen, daß jadran zum Teil der tiefere Sinn dieses Krieges liegt.

Schickt uns Kriegsbriefe!

Kriegsbriefe sind eine Brücke zur Heimat. Nirgends wird das Erlebnis des Krieges besser geschildert als hier. Der stürmische Drang der Sommerfeldzüge und die harte Probe der winterlichen Abwehrkämpfe finden in ihnen ihren Niederschlag. Kommende Generationen sollen diese Zeugnisse menschlicher Größe und Einsatzbereitschaft mit stiller Ehrfurcht lesen und so einen Eindruck bekommen von den Leistungen unserer Zeit. Deshalb bitten wir unsere Leser: Helft uns den Schatz heben!

Atlantik-Charta aufgegeben

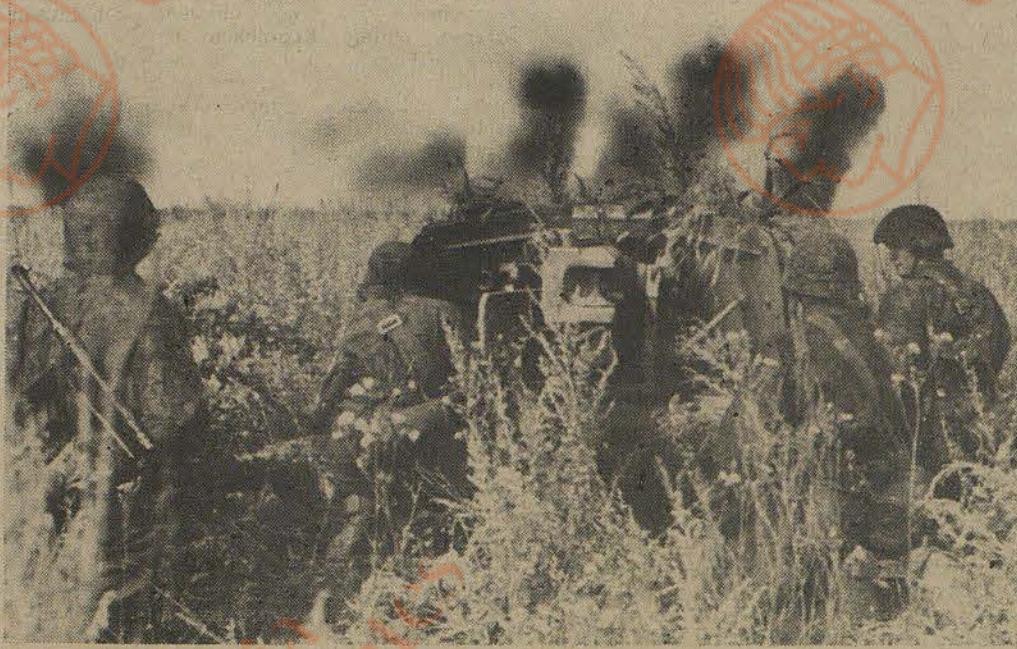


Einen netten Bären hat man ihnen da aufgebunden!

Männer gegen MASSEN

Der deutsche Soldat ist sich in diesem Kriege seiner persönlichen Überlegenheit stets bewußt gewesen. Er hat viele Länder marschierend und siegend durchschritten. Selbst da, wo er zeitweilig einer vielfachen Übermacht von Menschen und Material weichen mußte, hat er nie sein Selbstbewußtsein verloren. Die höchste Steigerung des Gefühls der selbstsicheren Haltung brachte der Kampf im Osten. Hier erstand wieder der Einzelkämpfer, der, wenn es sein muß, standhält bis zum Letzten, den selbst das heisere Hurrä der bolschewistischen Massen nicht mehr zu erschrecken vermag, der den Feindpanzer an springt und mit geballten Ladungen vernichtet. Seine Haltung ist der Sieg! Männer gegen Massen!

Aufnahmen: H-PK. Keintzel, Slapak, Kok, Buyse



Sie kommen! Vorzüglich getarnt steht die Pak bereit, den Angriff der Sowjetpanzer zu zerstören. Die aufsteigenden Rauchpilze am Horizont zeigen die Treffsicherheit unserer Kanoniere.

H-Panzergrenadiere treten zum Gegenstoß an. Trotz aller Mechanisierung des Krieges trägt der Grenadier die Hauptlast der Kämpfe. Sein Heldentum bewährt sich täglich aufs neue gegen die Massenangriffe der Bolschewisten.



Die Sturmgeschütze sind da, um die H-Panzergrenadiere bei der Niederkämpfung feindlicher Bunker- und MG-Stellungen zu unterstützen.



Fliegeralarm! Sofort reißt der MG-Schütze 1 das Maschinengewehr auf die Schulter seines Kameraden. Die Patronenhülsen fliegen umher und bedecken die Straße. In rasender Schußfolge jagen dem Sowjetflieger die wohlgezielten Geschosse entgegen. Schon manches Feindflugzeug ist deutschen Infanteriewaffen zum Opfer gefallen.

Vom Wesen der Tapferkeit

Fast will es uns scheinen, als seien alle Vokabeln, die den Einsatz des Mannes kennzeichnen, von Menschen geprägt worden, denen das Wesen des Kampfes und das Verhalten des Kämpfers fremd geworden sind. Denn gerade der Soldat, der in diesem Kriege in einer Bewährung sondergleichen gestellt ist, geht vorsichtig mit jenen Wörtern und Begriffen um, die die kämpferische Leistung eines Mannes umschreiben.

Wer wirklich erlebt hat, wie sein Kamerad das Letzte an Haltung aufgebracht hat, um nach schwerstem Kampf noch anständig zu sterben, wer an sich selber alle Forderungen stellen mußte, um das unmöglich Scheinende möglich zu machen, wer vor allem immer wieder gefühlt hat, wie die Wirklichkeit des höchsten Einsatzes aller Pathetik entbehrt, wie es keineswegs erhabene Stunden sind, in denen man das Herz verdammt fest in beide Fäuste nehmen muß, der Auftrag, der Befehl erledigt wird, wer weiß, wie wenig heroische Szenen sich um einen Helden aufbauen, der wird sehr vorsichtig mit dem Gebrauch der großen Worte. Er hat gelernt, das Ganze einer soldatischen Leistung zu sehen, die vor allem das Selbstverständliche des Sterbens kennt.

Da ist vielleicht eine freie Pläne, vom Feind eingesehen und aus guter Stellung unter Feuer gehalten, sie muß überquert werden von jedem, der zwischen der vordersten Linie und den rückwärtigen Stellen zu passieren hat, vom Essenträger genau so wie vom Kommandeur, vom Nachschubfahrer genau so wie vom Stoßtruppführer. Und jeden kann es dort erwischen, und es hat schon viele dort erwischen.

Aber dieses Stückchen Land, dieses Ende Weg ist nur ein kleiner Ausschnitt des Frontalltages. Mancher mußte sein Leben dort lassen, jeder weiß, daß es ihn dort treffen kann, aber Sieg und Untergang werden dort nicht entschieden, kein Denkmal wird je an dieser Stelle errichtet werden, aber Gräber liegen dort. Und trotzdem geht täglich der Kommandeur diesen Weg, geht ihn einmal, zweimal der Essenträger, geht ihn der Mann mit den Munitionskisten, gehen ihn alle Soldaten, die vorne in Abwehr und Angriff den eigentlichen Anteil am Kampf und Krieg sehen.

Keiner von ihnen käme auf den Gedanken, das tägliche Wagnis zu glorifizieren, obwohl jeder da draußen mit einem kurzen Aufleuchten in den Augen den Kommandeur begrüßt, wenn er erscheint, den Essenträger auf die Schulter klopft und dem Nachschubfahrer die Hand schüttelt, wenn sie pünktlich erscheinen. Die zweihundert Schritte, oder sind es mehr, vielleicht sind es weniger, müssen im Sprung genommen werden, für jeden ist es ein Spiel mit dem Tod. Aber darüber steht der Alttag der Pflicht, der diesen Weg für alle selbstverständlich macht, genau so, wie man sich früher nichts eingebildet hatte, wenn man die letzten zweihundert Meter zur Straßenbahn am Morgen im Laufschritt nehmen mußte, um nicht zu spät zum Arbeitsplatz zu kommen.

Es wird keinem einfallen, von seinem Heldentum zu sprechen. Sie wollen sich dessen gar nicht bewußt sein. Sie meinen unter sich und von sich selber, daß zum „Helden“ viel mehr gehören müßte als das Selbstverständliche, in dem aber das wahre Heldenamt beruht. Sie meinen, wenn sie unter sich sind, daß der kleine Gefreite, der neulich das Ritterkreuz wegen der Sache mit dem Panzerdurchbruch bekam, vielleicht ein Held ist, aber sie sagen es ihm selber nicht, denn er will es nicht hören. Denn seine Antwort hat ja geäußert, als sie ihm die Hand geschüttelt haben: Ihr hättet das genau so gut gemacht. Und wenn er dann wirklich ins Reden kommt, dann wird er sagen, daß er dies und jenes das nächste Mal viel besser machen würde, dann entschuldigt er sich fast noch dafür, daß es nur dreizehn Panzer waren und nicht zwanzig.

Der Titel des Helden wird von den Kameraden draußen vergeben, wenn sie dir offen ins Gesicht sehen, wenn sie dir sagen: Mensch, das hätte ich dir nicht zugetraut! In diesen Worten liegt das tiefe Wissen jener Männer untereinander und voneinander. Sie leben täglich zusammen, sie haben zusammen die schwersten Entscheidungen erlebt, sie haben sich gesehen, wenn es zu einem „Himmelfahrtskommando“ ging, sie wußten, was bei dem hieß, daß er verzweifelt seine Streichhölzer suchte, und bei jenem, daß er noch und noch seine Decken auf der Pritsche im Bunker glatt strich, sie kennen sich ja so gut, weil jeder von ihnen in den langen Monaten und Jahren, in denen sie zusammen waren, sich nicht mehr verstehen konnte. Sie haben sich alle schon gesehen, wenn sie Angst hatten, nackte, tierische Angst vor dem Ungewissen, das in der nächsten Minute sie anspringen kann, das sie nicht kennen und von dem sie jetzt nichts ahnen. Sie alle haben den Gedanken schon bis zum Ende durchgedacht, wie es mit ihnen in den letzten Minuten sein würde, welcher Schuß sie treffen könnte. Und sie haben diesen Gedanken mit einem Befehl beiseite geschoben und sind angetreten. Und plötzlich war einer unter ihnen, der mehr tat, der sie ohne Befehl vorwärts riß, der in einem gefährlichen Augenblick mit kalter Überlegung richtig handelte, der das Geschehen entschied und damit dem Schicksal die Würfel über aller Leben aus der Hand nahm. Einer von ihnen, nicht ausgezeichneter als sie selbst, kein

Besonderer, aber dennoch der Held dieses Tages, der Held dieser Stunde.

Dann sagten sie: Mensch, das hätte ich dir nicht zugetraut! Dann bekennen sie damit, daß eine Grenze überschritten wurde, von einem zwar, aber für alle, die sie bisher als unüberschreitbar hielten. Diese Grenze ist aber nun niedergeissen worden. Das steht als stiller Befehl vor allen.

Wir haben nachgefragt, was dieses Wort Helden sprünglich einmal bedeutet habe, und erhielten eine Antwort, die uns froh machte. Es hieß in der Sprache der Ahnen nichts anderes als Mann. Mann war der höchste Ehrentitel, der einst vergeben wurde, denn er war der selbstverständliche. Und wenn die rauhe Soldaten sprache den Mann da draußen als „Kerl“ bezeichnet, so bricht die gleiche Urtümlichkeit des Gefühls, weil Männlichkeit und Kampf unveränderliche Werte darstellen, die gleichbleibenden Faktoren des Lebens schlechthin sind, denn auch der „Kerl“ ist „immer der Mann in voller Männlichkeit“. Und sollten wir ein Referat über den Sinn der Sprache halten, so könnten wir anfügen, daß „tapfer“ einstmals schwer und gewichtig bedeutete, daß „Mut“ im Ursprung das gleiche sage wie unser heutiger Begriff „Haltung“.

Die Sprache, so befragt, verrät, daß jene hohen Begriffe, heute lobeerumrankt und ewigkeitsüberstrahlt, einstmals die Selbstverständlichkeit des Männlichen bezeichneten, der ungebrochenen und unverfälschten Männlichkeit. Daß jeder ein Held, ein Kerl, daß jeder, der sich selber Gewicht zusprach, auch Mut

besitzen mußte, obwohl auch die Angst so alt ist wie der Mut, daß die Furcht nicht später geboren wurde als die Tapferkeit.

Aber der Kampf macht im Manne jene Kraft der Entscheidung zum Notwendigen frei, und dieses Notwendige dient niemals dem einzelnen, sondern stets der Gemeinschaft als Träger eines höheren Prinzips. Dieses höhere Prinzip, dem Soldaten aufs Letzte vergebenständigt in der Form des klaren, militärischen Befehls, läßt die Angst, die Furcht überwinden, weil sie sich immer auf einzelne beziehen. Die Furcht, die ich für andere hege, zwingt mich auch zum Handeln für sie und führt mich damit über mich selbst hinaus. Die Furcht aber, die ich für mich hege und der ich nachgehe, stellt mich außerhalb jeder Gemeinschaft, läßt mich meine Person überwerthen und damit jedes höhere Prinzip leugnen. Der Feige ist stets asozial und unglaublich, die Materie seiner Person gilt ihm mehr als alles andere. Sein Handeln heißt Flucht.

Wir glauben an die Schicksalhaftigkeit dieses Krieges, wir glauben daran, daß wir, dh. unser Volk, durch diesen Krieg nicht nur den Lebensraum, sondern auch die Lebensform gewinnen, die alle Gemeinschaft mit dem Wesen der Frontkameradschaft durchdringt. Je enger und je inniger das Schicksal Front und Heimat zusammenschmiedet, je mehr die Grenzen fallen, die in früheren Kriegen zwischen Soldat und Zivilist, zur Front und Heimat, zwischen draußen und drinnen gezogen waren, je weiter das „Draußen“ um sich greift in die bisher verschlossenen Bezirke des einstmals Privaten, um so nachhaltiger wird die Wirkung dieses Krieges für die Zukunft unseres Volkes sein.

Das Reich der Deutschen

Der Erste Weltkrieg hat uns die befriedende Bewegung des Nationalsozialismus geboren, der Zweite Weltkrieg wird uns das Reich ersteilen, das unsere Lebensform allein ist, wenn wir es ernst meinen mit der Höherführung unseres Volkes.

War es nicht einst so, daß der heimgekehrte Soldat ein Fremder war unter den Menschen seiner Heimat, die im abgezirkelten Umkreis ihres privaten Daseins die Garantie für die Unveränderlichkeit des Friedens sahen? Sind nicht die tatsächlich gewonnenen Werte des Frontlebens schnellstens wieder verschlissen worden im zivilen Betrieb?

Verblaßte nicht der Begriff „Kamerad“ vor all den tausend Verschachtelungen der unbefüllten Heimat, Standesbewußtsein, wirtschaftliche Bedürfnisse, Bildungsunterschiede und weiß Gott, was es alles noch gab, zerrissen das Band der Kameradschaft. Die Drehorgel blieb dem Manne, der mit seinem Einsatz an der Front die Möglichkeit, sich im allgemeinen Kreise zu ernähren, verloren hatte. Dem Wort Invalid haftete ein unangenehmer Geruch von Fusel und Landstreichelei an.

Die zivilen Machtaktoren liebten den Geist der Front nicht, weil er Vorurteile zerbrochen hatte und Schranken hinwiederum setzte von einer eisernen Gültigkeit. Der Feigling war eben ein Feigling. Für den Soldaten, aber in der Heimat hatte er Macht und Würde. Der Mann aber, der draußen sich bewährt hatte, mußte zurück in die Grenzen seiner sozialen Herkunft.

Wir müssen dieses Bild längst vergangener Zeiten noch einmal vor unseren Augen beschwören, um jene vielberedete Erscheinung zu erklären, daß es angeblich den tapferen Soldaten an der notwendigen Zivilcourage fehlt. In der Tat, wir haben aus dem Ersten Weltkrieg diese Erscheinung kennengelernt, wir haben ausgezeichnete Soldaten vor den einfachsten Dingen des zivilen Lebens kapitulieren sehen. Und immer stellten wir uns die Frage, ob Mut denn eine Eigenschaft sei mit Unterteilungen, ob der mutige Soldat zu glei-

cher Zeit ein Pantoffelheld, ein Duckmäuser oder sonst was sein müsse!

Versuchen wir die verständlichste Lösung dieses seltsamen Zwiespals einmal darzustellen: Genau so wie in der Geschichte der Sprache das Wort und Begriff „Held“ vom Selbstverständlichen zum ganz Besonderen sich veränderte, genau so wie der „Kerl“ vom Ehrentitel bis zum Schimpfwort herabgesunken ist, genau hat sich auch die biologische Substanz unseres Volkes durch die fortschreitende Zivilisation verändert ist der Kampf aus dem Leben des einzelnen verdrängt worden und haben die zivilen Bedürfnisse den Menschen geprägt.

Die Männer im feldgrauen Rock draußen sind gleichfalls nicht Helden und Kerle von Anfang, aber sie werden es, weil sie hineingestellt in eine Aufgabe, die ebenso einfach wie groß ist, in der ihre zivile Existenz nichts bedeutet, aber das Erwachen zum „Mann von ganzer Männlichkeit“ alles. Das höhere Prinzip, von vielen früher weder gesucht noch gefunden im zivilen Leben, tritt nun als Befehl an sie heran. Denn Volk und Vaterland, unangegangen oft, aber oft auch erkannt, geben die einzige Antwort auf den Sinn des Opfers. Der persönliche Untergang in einer gefährlichen Gegenwart läßt sich, vom einzelnen her gesehen, nur in einer zukünftigen Erfüllung verstehen. Erfüllen kann sich aber sein Opfer nur in anderen, sei es den Kindern, sei es den Volksgenossen und ihren Kindern. Immer führt der Weg über ihn hinaus, immer, wenn er sich einen Sinn geben will.

Dieses Erlebnis prägt die Unsterblichkeit der Kameradschaft. Aus ihr fließt aller Mut, fließt alle Tapferkeit. Wenn man aber diesem Mann jene Kraft wieder nimmt, wenn man wie 1918 diese Werte restlos ableugnet oder ihm als Lohn die Drehorgel in die Hand drückt, dann fällt dieser Mann entweder wieder in seinen alten Trott, dann muß er sich wieder in die Machenschaften des Zivilen einfügen, das ja nun alle Macht über ihn ausübt, oder aber er wird zum Revolutionär für jenes höhere Prinzip, für das er jahrelang als Soldat gefochten hat. Dann geht er den Weg Adolf Hitlers!

Quelle schöpferischer Kraft

Wir glauben daran, daß dieser Krieg dem deutschen Volk wesentlich mehr von diesen Revolutionären schenken wird als der vergangene. Wir glauben deshalb daran, weil der Führer ja aus diesem Geist die ganze Seinsform unseres Volkes vorgeprägt hat, weil er in seinem Kampf und Ringen um diese Gestaltung bewiesen hat, daß auch ein Einsamein nicht ein Verlorensein bedeutet, sondern daß die eiserne Konsequenz des Soldaten, des Kämpfers allein Geschichte macht und Zukunft formt.

Wir glauben daran, weil dieser Kampf, den wir heute durchzufechten haben, nur mit einem Sieg enden kann, daß aber dieser Sieg für die Soldaten wieder Dienst am höheren Prinzip bedeuten wird, daß keiner feiern braucht, daß keine Hand ruhen darf, daß dieser Sieg allein erhalten und lebendig wird durch die Werte des Frontsoldaten.

Aber Frontsoldat sein ist heute weder Privilieg noch Musterungsergebnis. Dieser Krieg verschiebt die Fronten in einem Ausmaß, wie

es vor ihm in keinem Krieg geschehen ist. Dieser Krieg spannt seine soldatischen Forderungen weit über Gräben, Stützpunkte, weit über rückwärtige Dienste und Okkupationsaufgaben mitten ins Herz der Heimat.

Mag es noch welche geben, die heute im eigenen Volk auf der Flucht vor dem Kriege sind, wir sind dessen sicher, daß ihrer Flucht schnelle Grenzen gezogen werden. Sie enden entweder in der schmählichsten Selbstaufgabe oder müssen sich dennoch einmal dem Schicksal des Volkes stellen. Darum ist uns nicht bange.

Das Maß der Front aber gibt heute schon der Heimat das Lebensgesetz. Die Heimat weiß, daß nur mit diesem Maß gemessen, der siegreiche Friede kommen wird. Mit dieser Erkenntnis aber ändert sich gegen früher grundlegend die Bewertung des Frontlebens.

Man wird den tapferen Soldaten im Frieden brauchen wie im Krieg!

Geburt und Tod

PK. Die Post hat einen Brief an unseren Freund zurückgebracht. Er ist im Süden gefallen. Eine Reihe engbeschriebener Blätter ist dem Brief beigegeben, die am Kopf, in der klaren, vertrauten Schrift des Toten, unser Namen tragen. Während des Frankreichfeldzuges oder während unseres Einsatzes gegen England mögen die Zeilen entstanden sein, die er uns — wie ein Vermächtnis fast — zugesetzt hat. Sie sollen hier wiedergegeben werden, weil sie Menschlich-Wesentliches sagen über die Generation, die — zwischen zwei Kriegen aufgewachsen — heute in unseren Reihen steht.

„Du — mein Kind.“

Die Frau, die einmal Deine Mutter sein wird, hat mir geschrieben. Sie fühlt, wir werden nicht allein bleiben, sie fühlt, wir werden ein Kind haben, Dich.

Es ist kalt draußen, Reif liegt auf den Dächern und auf den Brücken über dem Fluß, auf den der Vollmond sein kaltes, glitzendes Silberlicht gießt. Ich habe hinausgeschaut, den Brief in der Hand, lange, lange, in die Nacht und auf die Dächer mit den hohen Schornsteinen und den Tonröhren darüber. Ich habe gedacht an Deine Mutter und an Dich, ich habe mein Leben überdrift, das noch so kurz war und das sich nun fortsetzen soll in Dir. Und ich habe meine Gedanken und Wünsche für Dich in Worte gefaßt, so wie die Maler des Mittelalters ihre Triptychen malten, bunt und bescheiden, so wie sie den Knochenneben die Jungfrau stellten, den Ritter unter den drohenden Felsen, und so, wie sie den Hintergrund düster oder hell malten und darin ihre eigene Geschichte erzählten und darin ihre eigenen, geheimsten Wünsche und Gedanken.

Du wirst einmal, wenn Du groß bist, das Bild Simone Martinis sehen, das eine erschrockene Maria darstellt, als ihr der Engel die Verkündigung ausspricht. So mag es nun Deiner Mutter zumute sein, die ihren Leib nicht mehr begreift, an dem sich das ewige Wunder der Schwangeren wiederholt. Erschrocken mag Deine Mutter sein — Deinetwegen — und sie wird geweint haben in namenloser Angst vor ihrem schweren Geschick. Denn sie ist allein, und ihr wird kein tröstender Zuspruch werden, weil sie keusch ihren Mund verschließt um ihr und um mein Geheimnis: wir werden ein Kind haben — Dich, Du Ungeborenes.

Du wirst in eine schwere Zeit geboren werden, dann, mein Kind, wenn Deine Stunde gekommen ist, denn ein gewaltiger Krieg überzieht das Land. Und ich, Dein Vater, bin Soldat. Einmal wirst Du erfahren, wirst es erzählt hören von mir vielleicht oder von meinen Kameraden, wie es gewesen ist, fern von der Heimat zu sein im Kampf oder auf der Wacht für sie. Du wirst erfahren, wie es gewesen ist, dies lange, bange Warten Deiner Mutter auf einen Brief von mir, der ja jedesmal für sie ein Zeichen meines Lebens ist. Denn an der Seite des Soldaten marschierten der Ruhm und der Tod. Du wirst es erfahren, wie alles gewesen ist, die Freude Deiner Mutter, wenn ich auf Urlaub kam, und Du wirst erzählt bekommen (es wird Dir vielleicht wie ein Märchen klingen) von der Schönheit und der Süße dieser glücklichen Wochen. Und Du wirst es erfahren, wie es gewesen ist, dies Abschiednehmen auf einem kalten, kahlen Bahnhof unter vielen, vielen Menschen, wenn Deine Mutter unter Tränen gelächelt hat und mir ein „Wiedersehen“ zufiel, das sich vielleicht nie mehr erfüllen wird.

Dein Vater kennt ihn

Siehst Du, daran muß ich denken jetzt, wenn ich auf das nächtliche Land hinausschau. Viele, viele Kilometer entfernt ruhtst Du im Schoße Deiner Mutter, Du Ungeborenes, und ich spreche Dir doch schon vom Tode, weil ich weiß, daß er nahe bei mir steht, und weil ich es fühle wie nie zuvor, wie dicht sie bei einanderliegen, Geburt und Tod. Aber der Tod wirkt keinen Schatten, er wirkt auch keinen Schatten auf Dein keimendes Leben, mein Kind, denn Dein Vater kennt ihn, diesen stillen Begleiter, seit vielen Monaten. Er hat ihn im Grollen der Granaten und im Pfeifen der Geschosse gehört, und der Tod hat keinen Schrecken mehr für ihn. Nur eine Traurigkeit hat Dein Vater vor dem Tod, weil er das Ende aller Wünsche und Pläne wäre, weil er das Ende wäre vom kommenden Glück und kommender Seligkeit in der jungen Ehe Deiner Eltern. Und siehe, das ist hart, aber es ist Soldatengeschick, um das auch Deine Mutter nur zu gut weiß, die Dich jetzt noch unter dem Herzen trägt.

Ich bin am Grabe meines Vaters gewesen und habe mir — scheu, denn die Leute würden mich vielleicht nicht verstehen, wenn sie mich sähen — ein bisschen Erde mitgenommen, ein Stückchen Holz und ein Endchen Draht aus der Umgebung des Bois des Fourreau. Krieg ist nun wieder, wie damals, als mein Vater in der großen Schlacht fiel, wenige Tage, nachdem ich geboren war. Und ich bin aufgewachsen ohne Vater, aber ich trage seine Züge und erinnere meine Mutter an ihn, die kaum das Glück gekannt hat, sondern nur das Leid und den Verzicht, der ich aber ein Trost war und ein klein wenig die spärliche Freude ihres harten Lebens.

Weißt Du nun, warum ich Dir vom Tode gesprochen habe, mein Kind? Ungewiß ist mein Geschick, denn es liegt im Dunkel des Krieges. Ob ich Dich sehen werde, ob Du auf meinen Knien reiten darfst, ob ich Deine ersten

Stoffwechselkreislauf

VON WALDL



Schritte bewundern und ob ich Dir je Spielgefährte und Kamerad sein darf, das weiß ich nicht, denn an der Seite des Soldaten marschiert der Tod. Du aber wirst leben. In Dir wird sich ein kleiner Teil meines Lebens wiederholen, wenn ich sterben müßte, denn Dein Leben steht unter dem gleichen Stern. Du wirst Deiner Mutter dann das sein, was ich der meinen gewesen bin. Du wirst bei ihr sein und sie trösten, wenn sie traurig sein sollte. Du wirst den Bildern ähneln, die Deine Mutter von mir hat, und Du wirst in ihrer Werkstatt spielen, wenn unter ihren festen, zarten Händen Töpfe, Krüge und Vasen auf der sich drehenden Scheibe wie Wunderwerke entstehen.

An meiner Seite aber marschiert der Ruhm. Es ist nicht nur ein Ruhm der Schlachten, mein Kind, von dem das Bändchen kündet, das Dein Vater im Knopfloch trägt. Es ist auch ein Ruhm der erfüllten Pflicht. Das gilt für uns alle, mein Kind. Du wirst so werden, wie Deine Mutter und Dein Vater sind. Du wirst begreifen lernen, einmal, wenn Du groß bist, was der Beruf für sie bedeutet hat und die tiefe, tiefe Arbeit, der sie ihr Leben geweiht hatten. Wenn Du so alt sein wirst, daß Du um diese Dinge weißt (was wird einmal aus Dir werden, mein Kind?), dann wirst Du begreifen, daß auch dies der Ruhm einer erfüllten Pflicht ist: der stillen Verzicht Deiner Mutter auf das Glück der Gemeinschaft mit Deinem Vater, der das Gewehr ergriff zur Verteidigung aller Schönheit, die sich in Werken und Landschaften zeigt, der das Gewehr ergriff zur Verteidigung des Vaterlandes, für das sein Vater bereit gefallen ist, für das er groß geworden ist und für das er jetzt wacht und kämpft. Und ich wache und kämpfe für Euch beide, für Deine Mutter und für Dich, daß Du leben wirst — o Wunder — als ein Teil von mir, Du mein ungeborenes Kind."

Kriegsberichter Walter Serocka

Unter unserer Post fanden wir den Brief einer Roten-Kreuz-Schwester. Sie schreibt:

Bad Rehburg, 16. Juli.

"Ich arbeitete auf einer Wöchnerinnen-Station. Wir bekamen eine junge, stille Frau, die ihr erstes Kind erwartete. Schon durch ihr ruhiges, tapferes Verhalten während der Entbindung wurde sie uns allen lieb. Ich werde nie vergessen, wie sie ihr Kind zum erstenmal sah und sagte: 'Unser Junge.'"

Auf ihrem Aufnahmeschein stand hinter dem Wort Ehemann: 'gefallen.'

Sie war immer zufrieden und so dankbar. Ich versuchte öfter mit ihr in ein Gespräch zu kommen, was aber nie richtig gelang. Eines Abends, als ich ihr das Kind noch einmal zum Stillen brachte, sagte ich: 'Ihre braunen Augen hat der Kleine aber nicht, das sind ja richtige blaue Sternchen.'

Strahlend sah sie da ihren Jungen an und sagte:

"Das sind die Augen meines Mannes. Schwester, wenn ich meinen Michael nicht hätte, was sollte ich nur anfangen. Vor einem halben Jahr, als mein Mann fiel, hätte ich verzweifeln müssen, wenn ich nicht gewußt hätte, daß ich sein Erbe, unser Kind, in mir trage. In unserem Jungen lebt mein Mann und lebt unser Volk."

Ich war erschüttert über solche Größe und wunderbare Haltung. Richtig arm und klein kam ich mir vor gegen diese Frau, die doch auch nicht älter an Jahren war als ich.

Von da an saß ich öfter abends noch ein halbes Stündchen bei ihr. Wir redeten über alles, und sie legte einen wunderbar offenen und geraden Charakter an den Tag. Einmal sagte sie:

"Wir waren beide jung, als wir heirateten, hatten nicht viel, aber wir waren glücklich in den Gedanken, später einmal eine Stube voll Kinder zu haben. Ich hatte 6 Geschwister, mein Mann war allein. Nun wird unser Junge sein Erbe weitertragen."

Ich habe sie nie vergessen können, diese kleine tapfere Frau, die stolz war, am großen Daseinskampf Deutschlands mitgeholfen zu haben, indem sie dem Sohn des geliebten Mannes das Leben geschenkt hatte und so das Erbe fortpflanzte."

Schwester Elisabeth Braunst

Geschädigte Hamsterer?

In Düsseldorf wird aufgeräumt. Vor dem Hause eines Eisenwarenhändlers, das durch Brand heimgesucht wurde hält ein Lastwagen mit Anhänger. Es werden die Reste des verbrannten Warenlagers aufgeladen: Kochtöpfe, Formen, Fleischmaschinen, Schüsseln und vieles andere mehr.

Unter den Menschen, die dieser Anblick für ein paar Minuten festhält, sind nicht wenige, die noch kurz vor dem Terrorangriff den Laden besucht und nach diesem und jenem Gegenstand gefragt hatten, der nun als ausgeglühter Rest nur noch in seinen Umrissen zu erkennen ist. Damals zuckte man die Schultern und bedauerte, nichts dergleichen zu besitzen. Der Laden war leer und das Lager sollte womöglich noch leerer sein.

Die Kommentare, die der Inhaber zu hören bekommt, sind nicht unbedingt schmeichelhaft. Die meisten Zuschauer sind unterwegs, ihren Notthaushalt auszurüsten. Hier ist alles gewesen, was sie jetzt so dringend brauchen könnten.

Dem Kaufmann tönt das Volksgemurmel unliebsam in den Ohren. Er versucht eine Erklärung. Wer ein Geschäft hat, müsse schließlich auch ein Lager unterhalten. Es klingt nicht sehr überzeugend. Der Gedanke, daß auch andere so denken könnten, daß dem an allen Ecken und Enden unstillbaren Bedarf des Volkes heimlich gehütete Lager gegenüberstehen, nur um ein'kamännisches Prinzip zu wahren, ist alles andere als beruhigend.

Würden nicht eben verbrannte, sondern noch heile Gegenstände ans Licht befördert, so würde der Besitzer wahrscheinlich sagen, er habe das alles gehortet, um den Bombengeschädigten helfen zu können. So wie die Dinge aber liegen, würde man das nur als einen schlechten Scherz empfinden. Lager für Bombengeschädigte liegt man nicht dort an, wo sie ebenso gefährdet sind wie der Besitz derjenigen, denen man helfen

möchte. Das ist eine Faustregel, nach der man längst schon verfährt — wenn man es ernst damit meint.

Kaufleute, die heimlich und auf eigene Faust Ware zurückhalten, wird man nicht recht glauben wollen, daß sie das aus Vorsorge für ihre Mitmenschen getan hätten. Man wird ihnen zwar Vorsorge zubilligen — es wäre aber die Vorsorge der Warenhamsterer, denen die Ware lieber ist als das Geld, auch wenn sie dringend Bedürfnissen entzogen wird.

Wir wollen nicht gestatten, daß jemand der Warenhamsterei das Mäntelchen oder Nächstenliebe unhangt. Hier müssen klare Verhältnisse herrschen. Die Klarheit muß vor allen Dingen bei der Regulierung der Kriegsschäden zutage treten.

Es geht nicht an, daß jemand den Wert eines zerstörten Hamsterlagers als Kriegsschaden anmeldet und — damit Glück hat. Das Warenlager eines Einzelhändlers kann im Kriege nur einem sehr kurzfristigen Bedarf dienen, auch das des Großhändlers wird in der Regel — gemessen an Friedensmaßstäben — nur beschränkt sein können. Was darüber ist, ist zumindest verdächtig. Es muß dann untersucht werden, ob es sich nicht um Hamsterlager handelt. Den Wert von Hamsterlager durch den Staat, das heißt also durch die Volksgemeinschaft, ersetzen zu lassen, wäre außerst unmoralisch. Der Hamsterer, der die Volksgemeinschaft bewußt geschädigt und auch zum Ausdruck gebracht hat, daß er das Geld nur gering achtet, kann nicht erwarten, daß ihm die Volksgemeinschaft zum Dank ihr gutes Geld nachwirkt. Auch der Dieb oder Hiebler wird ja schwierlich zum Kriegsschädenamt laufen und dort mit treuerziger Miene den Antrag stellen, man möge ihm den Wert des unrechten Gutes ersetzen. Es ist nur recht und billig, es ist die geringste Strafe, die einen treffen muß, daß unrechtes Gut nicht gedeckt.

Die Mitschuld des Geschädigten

Es muß eine Formel geben, nach der man den Umfang eines unter den gegenwärtigen Verteilungsumständen gerechtfertigten Warenlagers aus dem Umsatz der letzten Monate errechnen kann. Wer nur geringen Umsatz hatte, das heißt, wer nur wenig verkauft, kann auch nur wenig Ware auf Lager gehabt haben. Wer mehr hatte, ist dringend verdächtig. Waren der Verteilung entzogen zu haben. Dafür muß er nicht belohnt, sondern bestraft werden.

Das ist zunächst freilich nur eine moralische Forderung. Wie kann man ihr aber rechtlich Geltung verschaffen? Im 10. Heft der "Deutschen Verwaltung", dem Organ der Verwaltungsrechtswahrer, nimmt Reichsrichter Dr. Danckelmann hierzu Stellung. Er knüpft an seinen Aufsatz an, der in der 22. Folge des "Schwarzen Korps" erschienen ist und worin ein ähnlicher Fall geschildert war.

Es geht leider über die Befugnisse, aber auch über die Fähigkeiten des Kriegsschädenbeamten hinaus, schreibt Dr. Danckelmann sehr richtig, festzustellen, ob der Berechtigte von seiner inzwischen zerstörten Sache stets den rechten Gebrauch gemacht habe. Er habe nur festzustellen, ob überhaupt ein Schaden entstanden sei, und er müsse nach dem Wunsch des Reichsmarschalls schnell und großzügig arbeiten. Unsoziales Verhalten zu ahnden, sei Aufgabe anderer Staats- und Parteistellen. Aber der Verfasser sieht einen anderen Weg, der zu gleichen Ergebnissen führen kann.

„Der Totalschaden wird bei einem Kaufmann, der Waren zurückhält, erheblich höher sein als bei einem solchen, der die Waren alsbald ihrer Bestimmung zuführt. Die Höhe des Schadens ist also abhängig davon, ob die Waren verkauft oder zurückgehalten wurden. Sobald in dem Zurückhalten der Waren ein Verschulden liegt, kommt daher § 6 der Kriegsschäden-Verordnung zur Anwendung, der eine Verringerung der Entschädigung vorsieht, wenn ein Verschulden der Geschädigten bei dem Eintritt des Schadens (oder seiner Höhe) mitgewirkt hat.“

Die Anwendung des § 6 KSSchVO kann allerdings wohl kaum zur vollständigen Versagung der Entschädigung führen. Aber ihre Kürzung auf die Hälften hinsichtlich aller derjenigen Waren, die in volkswirtschaftlich ungerechtfertigter Weise zurückgehalten worden sind, läßt sich durchaus vertreten.“

Was auf diesem Gebiete gerechtfertigt oder ungerechtfertigt ist, könnten freilich nur Wirtschaftsstellen beantworten, „weswegen ohne gutachtlische Stellungnahme der Gauwirtschaftskammer Bescheide, die die Entschädigung aus solchen Gründen kürzen, nicht erlassen werden sollten.“

Dr. Danckelmann weiß schließlich noch darauf hin, daß sich der Kriegsschädenbeamte in den meisten Fällen auf die Angaben des Geschädigten verlassen müsse, da einwandfreie dokumentarische Schadensnachweise nur selten geführt werden können.

Wer nun aber der Allgemeinheit immer wieder erklärt hat, daß er keine Waren habe, werde mit seinen Behauptungen über einen großen Schaden wenig Glauben finden und dürfe sich über ein über großes Misstrauen der Feststellungsbehörde nicht beklagen. „Nur ein absolut klarer und schlüssiger Schadensnachweis wird dann die Feststellungsbehörde zur Anerkennung der Entschädigungspflicht befreien.“ Solche Schadensnachweise seien aber, wie gesagt, nur sehr selten zu erbringen.

Wir sehen also, daß es auch in der Praxis des Entschädigungsverfahrens Mittel und Wege gibt, einen so bedauerlichen und sittenwidrigen Vorgang wie die Entschädigung eines Warenhamsterers aus Gemeinschaftsmitteln wenigstens teilweise zu verhindern — und zwar auch dann, wenn hierfür keine gesonderten Bestimmungen erlassen werden. Das ist deshalb besonders erfreulich, weil der Warenhamsterer nicht nur in der Volksmeinung sondern auch nach amtlicher Auffassung ein Kriegsverbrecher ist, der nicht schwer genug bestraft werden kann.

Hierfür ein Beispiel: Wir berichteten vor einiger Zeit über den Inhaber eines Innsbrucker

Nähmaschinen- und Fahrrädergeschäfts, Josef Feichtlinger, in dessen Lagerbeständen man bei der Geschäftsschließung viele hundert Nähmaschinen und weit über tausend gehamsterte Fahrräder fand, obwohl er seine Kunden nur mit Achselzucken bzw. nur gegen Lebensmittel bedient hatte.

Feichtlinger wurde jetzt vom Sondergericht Innsbruck als Volksschädling zu 10 Jahren Zuchthaus, seine Ehefrau als Mithelferin zu 7 Jahren Zuchthaus verurteilt. Das erhebliche Vermögen der beiden wurde zugunsten des Reiches eingezogen.

Einmal anders

Man kann einen Menschen aus dem kriegerischen Geschlecht von 1943 unter das Messer des Chirurgen legen, und seine Gedanken werden dennoch um das Essen kreisen. Das hat etwas für sich. Die Ärzte werden es begrüßen, daß sie hysterischer Appetitlosigkeit keine Mühen mehr zu widmen brauchen. Wenn ein gerade Operierter vom Essen redet, so werden seine Drüsen ihre normalen Funktionen schneller wieder aufnehmen. Vielleicht hat man auch an diese anregende Wirkung gedacht, als man den Rekonvaleszenten die Erlangung zusätzlicher Lebensmittelkarten leicht gemacht. Das bietet ein Gesprächsthema für Krankenstuben, wie es sich die Ärzte eben nur wünschen können.

In einem Münchner Krankenhaus erholt sich eine Soldatenfrau von den Beschwerden einer Operation. Ihre Leidensgefährtinnen sprachen von Anträgen, Bescheinigungen, Zusatzkarten. Nein, sagte die Soldatenfrau, ich werde nichts beantragen. Es ist alles eingeteilt. Ich werde nichts für mich fordern, was dann vielleicht einem Kind oder einem Verwundeten oder einer stillenden Mutter fehlen könnte. Die anderen widersprechen, und so blieb das Gespräch im Fluß.

Die Soldatenfrau hat keinen Antrag gestellt, aber ihre Zusatzkarten bekam sie doch. Die Behörde ist nämlich gar nicht so hartherzig, wie böse Leute immer behaupten. Die Soldatenfrau hatte gerade Geburtstag. Das hatte die Behörde ja nun nicht gewußt, aber die Patientin nahm es so auf, und ihre Freude war doppelt groß.

Sie schrieb an den Münchener Oberbürgermeister Fiehler: „Meine Freude war derart, daß ich weinen mußte und gleich auch meinem Mann, der Soldat ist, hinausgeschrieben habe, daß er ohne Sorge sein kann. Denn sobald alles so organisiert ist, daß man, ohne etwas zu verlangen, diese Karten ins Haus geschickt bekommt, da fühlt man sich geborgen und spürt eine Gemeinschaft. Ich danke unserem Oberbürgermeister vielmals für alles.“

Je nun, auch die Behörde hat ein Herz. Der Brief gelangte durch alle Instanzen tatsächlich an den Oberbürgermeister, denn jeder hatte seine Freude daran und reichte ihn weiter. Man hatte natürlich nur organisiert und fast „automatisch“ nicht viel mehr als seine Pflicht getan. Man erwartet keine Dankesbezeugungen, man ist vielmehr daran gewöhnt, daß die Leute nur dann schreiben, wenn ihnen gerade wieder einmal der Kamm geschwollen ist. Aber im Ausnahmefall ergeht es auch dem hargestotternen Pflichtmenschchen genau so wie jener Soldatenfrau. Man erlebt doppelte Freude, wenn man erkennt, daß das Selbstverständliche eigentlich gar nicht so selbstverständlich ist.

Das ist eine Therapie, die uns nicht minder zugute kommt als das appetitanregende Tagesgespräch den Magennerven. Weshalb ärgern wir uns denn eigentlich vornehmlich über die ärgerlichen Dinge? Weshalb freuen wir uns nicht lieber über die erfreulichen? Machen wir es doch wie jene Soldatenfrau, die das Selbstverständliche gar nicht selbstverständlich fand! Es steckt im Unscheinbarsten so viel Erfreuliches, daß es ausreicht, uns und anderen einen frohen Tag zu bereiten. Wie in diesem einen Fall: Ein Beamter faßte sich eine Soldatenfrau, b) eine ganze Verwandtschaft, c) einen Soldaten an der Front, d) eine ganze Kompanie, e) eine ganze Behörde, f) einen Oberbürgermeister, g) „Das Schwarze Korps“ und h) einige Millionen Leser. Mehr kann man wirklich nicht verlangen.

Für die Waffen-SS

Spähtrupp vor Leningrad

Unser Bericht schildert einen Spähtrupp an der Leningrader Front kurz bevor die Bolschewisten auch hier versuchten, offensiv zu werden:

„PK. Mitternacht vor Leningrad. Am nördlichen Himmel liegt ein schmaler Lichtstreifen, der das zerwühlte Vorgelände in ein fahles, gespenstisches Licht taucht.

Es ist ein leichter Bodennebel aufgekommen, trage wälzen sich seine grauen Schwaden über die wenigen Mulden und stehen wie eine lange, sich leise wiegende Hecke über dem Panzergraben, der — seinerzeit zur Verteidigung der Stadt ausgehoben — nun links von uns schnurgerade zu den sowjetischen Linien hinüberläuft. Ein ideales Wetter für den geplanten Spähtrupp.

Einzelnd und in kleinen Gruppen poltern die Männer die wenigen Stufen zum Bunker des Zugführers herunter. Dort stehen sie, gebunden vom grellen Schein der Karbidlampe, die ihre Schatten riesenhaft verzerrt an die Holzwände malt. Sie warten auf den Zugführer, der noch einmal hinausgegangen ist, um das Gelände zu überprüfen. Kaum fällt ein Wort. Es ist nicht mehr viel zu sagen, sie wissen, worum es geht. Drüber in den sowjetischen Stellungen sind neue Truppen eingetrückt. Wo liegen ihre Gefechtsvorposten? Wie haben sie ihre Gräben weiter ausgebaut? Ein klares, eindeutiges Ziel. Was ist da noch viel zu sprechen?

Nach einer Weile kommt der Hauptscharführer. Noch einmal gibt er den vorgesehenen Verlauf des Spähtrupps bekannt, erörtert die möglichen Zwischenfälle, teilt die Männer ein. Es ist keine besondere Spannung in ihren Gesichtern zu lesen, dazu sind sie in letzter Zeit viel zu oft drüber gewesen. Immerhin, es dürfte sich manches verändert haben. Also Vorsicht! Die Männer lächeln. Der Bolschewist wird zwar bei diesem Wetter höllisch aufpassen, aber sie sind ja keine Neulinge. Die Zigaretten werden ausgedrückt. Die Lampe verlischt, vierzehn Männer treten hinaus in die Nacht.

Tief muß man sich bücken, um durch den kleinen Durchlaß zu kommen, der aus dem Graben zur Uferböschung hinunterführt. Ein Wasserarm liegt zwischen den deutschen Steilungen und dem Niemandsland. Auf einem schmalen Holzsteg wird er überquert, dann geht es am Ufer weit ausholend nach links zum Panzergraben. In der Ferne zittert eine Leuchtkugel, aber ihr Schein dringt nicht bis zu den Männern, die über die Leiche eines Bolschewisten hinweg — wie lange mag er schon hier liegen? — in die tiefe Furche des Grabens steigen. Die Sowjets bergen ihre Verwundeten und Gefallenen nicht. Fünf oder sechs Tote säumen den Weg, wertlos geworden und vergessen wie der zerschossene Panzer, in dessen Schutz die Männer den Graben nach hundert Metern wieder verlassen.

60 Meter vor den sowjetischen Gräben. Der Sicherungstrupp mit dem sMG. geht in Stellung. Wenn die Bolschewisten herausstießen und es ihnen gelänge rechts durch die Küsseln zum Wasser zu kommen, wäre der Spähtrupp abgeschnitten. Sturmann He. schleicht deshalb am Panzergraben weiter vor und beobachtet dieses gefährliche Gelände. Indessen hat der Nebel den Spähtrupp hinter ihm verschlungen.

Da kriechen sie nun weiter, gleiten auf dem lehmigen Boden dahin. Vorsichtig tasten die Hände. Kein Zweig darf jetzt knacken und das Unternehmen verraten. Die schweren Munitionskästen drücken. Meter um Meter geht es vor. Sie teilen sich wieder, schwärmen nach rechts und links aus, an beiden Flanken je ein LMG. Nun ist jeder einzelne auf sich gestellt, keiner sieht mehr den Nachbarn und weiß doch, daß er ihm zur Seite stehen wird, daß er sich auf ihn bedingungslos verlassen kann. Von den sowjetischen Gräben ist noch immer nichts zu bemerken. Noch eine Handbreit vor und noch eine.

Motorengeräusch am Himmel. Wie unzählige kleine Sterne blitzten die Flakgeschosse über den Männern auf, die Perlenstränge der Fla-MGs. streichen dazwischen. Zweimal hebt die Erde kurz vom Aufschlag schwerer Fliegerbomber. Sie liegen weit ab, aber den entstandenen Lärm nützen die Männer aus.

Da liegt auch schon der gesuchte Graben. Er ist weiter ins Vorfeld getrieben, als sie dachten. Mit einem Sprung sind zwei Männer hinüber. Sie können nicht im Graben selbst vorgehen, wie sie ursprünglich wollten, er ist randvoll mit Wasser gefüllt. Aber so können sie den Vorpostenstand von hinten packen.

Die Sturmmänner B. und Je. bauen ihr IMG. auf. Jetzt kann es losgehen! Da richtet sich unmittelbar vor dem Truppführer eine Gestalt im Graben auf: „Parole!“ Schon knattert die Maschinepistole des Unterscharführers. Der Bolschewist verschwindet hinter der Deckung. Getroffen? Irgendwo brüllt eine kreischende Stimme „Alarm!“ B. will mit seinem MG. eingreifen und merkt, daß er direkt vor einem

sowjetischen MG-Stand liegt. Im Sprunge erfaßt er sein Maschinengewehr und wirft sich zehn Meter weiter rechts nieder. Eine Handgranate detoniert unmittelbar vor ihm. Er zieht den Kopf ein, sein Körper krümmt sich zusammen. Splitter zischen. Ein Schlag ins Gesicht. Verwundet? Nein, nur ein Schlammlumpen. Er reibt ihn sich aus den Augen. Aber sein MG. schießt nicht mehr. Zwei Handgranaten wirft Je. in den MG-Stand. Der ist erledigt. „Alarm! Alarm!“ Ein Bolschewist flüchtet durch den Graben nach hinten. Er hat es so eilig, daß er seine Maschinepistole liegenläßt. Handgranaten kommen durch die Luft geflogen. Man sieht sie nicht, hört nur immer das leise Knacken im Graben und dann den Aufschlag.

Die zwei Männer, die über den Graben springen, schießen, was ihre Maschinepistolen hergeben. Bald sind die Magazine leer, also zurück. Ein Sprung über den Graben. Auf den Schollen des lose aufgeworfenen Erdreiches gleitet einer aus, reißt sich hoch. Eine MG-Garbe pfeift von links heran, da ist er schon hinter der Brustwehr in Deckung. Die Bolschewisten stoßen von beiden Seiten gegen die Einbruchsstelle vor. Man hört sie im Wasser waten, sieht ihre geduckten Gestalten und die Buckel ihrer Stahlhelme für Augenblicke über dem Grabenrand. Vor, hinter und zwischen den Männern explodieren die sowjetischen Handgranaten. „Zurückziehen!“ befiehlt der Unterscharführer, denn der Zweck des Vorstoßes ist erreicht. Blindwütig feuern die Sowjets in die Nacht. Leuchtpur weht wie Hagel im Sturm über das Vorfeld. Sprung und hinlegen, Sprung und hinlegen!

Sturmann He. liegt 30 m vor dem Deckungstrupp. Er beobachtet das rechte Vorfeld. Wenige Dutzend Meter hinter ihm tobt der Kampf. Er wendet keine Sekunde den Kopf, startet nur immer in die Küsseln auf der anderen Seite des Panzergrabens. Ein leises Klicken. Ein Busch schwankt, biegt sich ganz

zur Seite, der gekrümmte Rücken eines Menschen faucht auf, dann schlägt der Busch wieder hoch.

Die Sowjets gehen rechts vor, stoßen auf der anderen Seite des Panzergrabens durch und wollen ihn unten, wo der Spähtrupp zurück muß, abriegeln. He. springt auf. Eine MG-Garbe zischt über ihn weg, eine ganz helle Leuchtpur. Er springt in den Panzergraben, rennt, rennt — nicht um sein Leben: um das der Kameraden. Da sieht er mitten im Lauf kleine schwarze Kästchen vor sich. Minen! Der Grund des Grabens ist ganz schmal, er kann nicht mehr ausweichen, mit einem Sprung tritt er genau dazwischen, Sprung rechts und links, er ist durch! Hoch an der Böschung! Da ist der Deckungstrupp: „Achtung! Sowjets von rechts!“ — „Feuer!“ schreit der Hauptscharführer. Der Gurt fliegt durch das MG. Immer näher kommen die Handgranatenwürfe. Stoßen die Bolschewisten nach? Der Spähtrupp kehrt zurück. Die Männer sind vollzählig. Verwundet? Nein. Jetzt schießen sie, was aus den Läufen hinausgeht, nach rechts in die Büsche. Andere hocken im Panzergraben und schießen an ihm entlang, damit nicht etwa dort irgendwo im Dunkeln ein MG. aufgebaut wird.

„Langsam weiter zurückziehen“, befiehlt der Hauptscharführer. Die Männer steigen nacheinander in den Panzergraben. Der Hauptscharführer blickt sich um. Eben kniete noch Je. neben ihm jetzt liegt er. Erschöpft? „Los, Je. zurückgehen!“ — „Er ist verwundet“, sagt jemand von der anderen Seite. Sie heben ihn hoch. Blut rinnt ihm über das Gesicht. Sturmann St. packt ihn sich auf den Rücken. Ganz allein trägt er ihn. Die sMG-Bedienung geht an ihm vorüber, die anderen Männer sind schon ein Stück voraus. „Ich kann nicht mehr“, stöhnt St. „ich schaff's nicht allein.“ Er läßt den Verwundeten zu Boden gleiten, hockt sich neben ihn. Eine MG-Garbe geht dicht über

(Fortsetzung auf Seite 7)

„Ein verdammt heißes Eisen“



Aufn.: H-PK.-Kriegsberichter Weill I

Ritterkreuzträger

Hauptsturmführer Hermann Weiser

H-PK. Als der Kommandeur, der „Panzer-Meyer“, Eichenlaubträger der „Leibstandarte-SS Adolf Hitler“, im Westen noch eine Kompanie führte, war H-Hauptsturmführer Hermann Weiser, dem der Führer das Ritterkreuz verlieh, bei ihm Zugführer. Er holte sich bei Dünkirchen das EK. 2. Klasse und war dann der erste deutsche Soldat mit seinen Männern an der Marne. Hier wurde ihm das EK. 1. Klasse verliehen.

Er blieb weiter bei jener Kradshützenkompanie, aus der sich später die Aufklärungsabteilung der Standarte entwickelte und die unter Führung Kurt Meyers im Balkanfeldzug, in Griechenland und seit fast zwei Jahren im Osten sich hervorragend bewährte. Hermann Weiser blieb der bewährte Führer, und deshalb vertraute ihm H-Obergruppenführer Sepp Dietrich im Herbst 1941 die Führung einer Kradshützenkompanie der Aufklärungsabteilung an. Im Verlauf des Ostfeldzuges war die Kompanie Weisers bald Spitze, bald Nachhut, stets aber für die Sowjets ein verdammt heißes Eisen, das nicht anzufassen war.

Der neue Wintereinsatz hieß Charkow. Charkow, das zuerst im Osten verteidigt wurde, das nachher, vom Feinde fast eingeschlossen, aufgegeben werden mußte, Charkow, das zuletzt wieder erobert werden sollte. Der Kampf war hart. Die Kompanie Weisers wurde immer dort eingesetzt, wo alle ihre Kräfte gerade ausreichten, um das Heft in der Hand zu behalten. Die Grenadiere waren müde und verfroren, doch verzögten sie nie, denn der Humor ihres Kompanieführers hielt sie auch in den schwersten Tagen aufrecht. Er schien in diesen Wochen des Kampfes im Raum von Charkow wie aus Stahl, sein Mut war nicht zu brechen.

Die Vergeltung, die dann unaufhaltsam auf Charkow zustrafe, sah an ihrer Spitze wieder Hermann Weiser und seine Kradshützen.

Schon am ersten Angriffstag zur Rückeroberung der Stadt an jenem sonnigen, winterlichen 6. März, jagte die Aufklärungsabteilung nach Snenkoff-Kut hinein und beschädigte die Bolschewisten so, daß sie ganz übersahen, wie auf der anderen Seite des wichtigen Ortes bereits die deutschen Panzer nachgekommen waren, um den nun umzingelten feindlichen Kräften ein schnelles Ende zu bereiten. Längst war Hermann Weiser über den Ort hinausgestoßen und jagte die Bolschewisten vor sich her, bis ihm der Kraftstoff ausging und er wegen Munitionsmangels den selbständig gefärbten Entschluß, noch weiter vorzudringen, aufgeben mußte.

Aber schon am nächsten Tage stieß die Kampfgruppe weiter bis kurz vor Walki, eine im Vorraum Charkows gelegene Stadt, die zusammen mit Ljubotin in ein starker Sperriegel zur Metropole war. Er mußte fallen. Die Kompanie Hermann Weisers war auf Panzern aufgesessen. Bald wankten die feindlichen Linien vor Walki, nach und nach aufgerollt von der Wucht des deutschen Angriffs. Der Schnee stob hochauf. Weißgrauer Bündel, angetan mit ihren reichlich verschmutzten Tarnhemden, saßen die Grenadiere auf den feuernden Kolossen. Rechts und links der Panzer hasteten während des Stunden währenden Sturmes braununiformierte Bolschewisten in immer neuen Wellen um ihr Leben. Unter dem vernichtenden Feuer der von den Panzern schießenden H-H Männer sanken sie reihenweise in den Schnee. Pferdegespanne stürmten durcheinander, Panzer brannten am Wege. Dörfer gingen in Flammen auf — es war ein vollkommenes Bild unerbittlichen Willens. Charkow muß fallen!

Dann hatte sich die Kampfgruppe an Walki herangekämpft. Nun mußte die Eingangsbrücke überwunden werden. Die Grenadiere saßen ab, — die Panzer übernahmen den Feuerschutz. Dann geschlossener Sprung über die Brücke — an der Spitze der Männer „Panzer-Meyer“ und Hermann Weiser. — Keiner der Beteiligten wird diesen Sprung jemals vergessen.

Hermann Weiser stürmte mit seinen Männern den Feinden nach und verwandelte — nach Eriechen der Eisenbahnlinie bei Grinzhof — das Zurückgehen des Feindes in eine regelrechte Flucht.

In den nächsten Tagen hatte die Kampfgruppe Charkow im Norden umgangen. Es galt, die Rückzugsstraße des Feindes, die Rollbahn nach Tschugujew, zu gewinnen. In einem kleinen Häuschen in der Gartensiedlung der Rollbahn steckte Hermann Weiser, nur von seinem Kompanietrupp begleitet. „Haben wir noch Anschluß an die Nachbarkompanie?“



Aufn.: H-PK.-Kriegsberichter Büschel

Eichenlaubträger H-Obergruppenführer Hauser

Der Führer verlieh dem H-Obergruppenführer Paul Hauser, Kommandierenden General eines H-Panzerkorps, das Eichenlaub zum Ritterkreuz

fragte der Kompanieführer. „Jawohl“, kam die Antwort von einem seiner Männer. „Da drüben laufen sie schon herum. Die „Nachbarkompanien“ aber waren Bolschewisten. Gleich darauf zählte Hermann Weiser vierzig sowjetische schwere T 34 auf der Rollbahn. Der Feind hatte das Häuflein bemerkt und griff es an. Die Panzer waren zum Glück vorbeigefahren. Das Häuflein zog sich zurück, mit entscheidenden Aufklärungsergebnissen für die Kampfgruppe, welche es schon als vermisst angesehen hatte.

Die Rollbahn wurde am nächsten Tag genommen. Weiser befand sich diesmal nur von drei Männern begleitet, mitten in den feindlichen Reihen. Er schlich zwischen Häusern herum, stieg in verlassene Gärten ein und erledigte aus nächster Nähe mit Pistole und Gewehr drei sowjetische Panzerkommandanten im Turm. Inzwischen war Charkow fast vollständig in deutsche Hand gebracht worden. Nicht unwe sentlich wurde dieses günstige Kampfergebnis dadurch erreicht, daß der Feind wieder einmal dort, wo er keinen Feind vermutete, eine deutsche Aufklärungsbefehl fand. Dieser Erfolg der Kampfgruppe gehört zu keinem geringen Teil der Leistung des **Waffen-SS**-Obersturmführers Hermann Weiser und seiner Männer, der am Geburtstag des Führers zum **Waffen-SS**-Hauptsturmführer befördert wurde.

Hermann Weiser wurde am 22. November 1918 in Ottendorf in Baden geboren. Mit vierzehn Jahren bereits stellte er sich in der Hitlerjugend in den Dienst der Idee des Führers. Nach dem Besuch der Mittelschule hielt es den nunmehr 19-jährigen nicht mehr länger daheim. Er wurde 1937 Arbeitsmann und meldete sich später freiwillig zur Waffen-SS.

Dort wurde er im November 1939 Untersturmführer.

Seine Taten spiegelten das Bild einer klaren soldatischen, erfolgreichen Laufbahn, die jedem jungen Deutschen Vorbild ist.

Waffen-SS-Kriegsberichter Theo Wondraisch

Aus Sippe und Familie

Eheschließungen:

Dr. Karl Plüger, **Waffen-SS**-Unterscharführer in der Waffen-SS, mit Anna, geb. Paul, Eger, Krausstr. 6, Fichtestraße 1, 21. 6. 1943.

Johannes Trute, **Waffen-SS**-Untersturmführer in der Waffen-SS, mit Liesel, geb. Tiefenbach, ZZ, im HJ-Ostensatz Tschernjachow über Svitomir/Ukraine, 26. 5. 1943.

Hans Kleinwachter, **Waffen-SS**-Rottenführer in der Div. „Totenkopf“, ZZ im Osten, mit Olli, geb. Braack, Hamburg 20, Görlitzerstr. 74, 15. Juli 1943.

Heinrich Weidmann, **Waffen-SS**-Oberscharführer in der Waffen-SS, mit Paula, geb. Stukenberg, Bad Pyrmont, Viktor-Lutze-Straße 57, im Juli 1943.

Ein Sohn wurde geboren:

Wolf-Rüdiger, Walter Nagel, **Waffen-SS**-Hauptsturmführer, Stralsund — Elisabeth, geb. Fieseler, Wethmar 116, Post Lünen.

Edvard Gerold, 10. 5. 1943, als drittes Kriegskind. Dipl.-Ing. Eduard Kainz, **Waffen-SS**-Untersturmführer, ZZ, Panzerabwehr B.B. im Osten — Annabelle, geb. Stieler, Halle/Saale; Gustav-Nachtigal-Str. 23.

Den Lebenden Mahnung

Waffen-SS-PK. — Den Blicken der Neugierigen entzogen, eingehüllt in die lebende Kulisse blühender Robinien, steht im Zentrum Charkows ein steinernes Mannmal, das dem Andenken einer kleinen Schar von **Waffen-SS**-Panzermännern geweiht ist. Sieben Namen sind es, eingearbeitet in Balkenstücke aus einem zerstossenen Hause, die vom Leben und Sterben einiger Unvergessener erzählen. Sie sind gestorben, als nach den Nöten eines grausamen Winters die Waage des Schicksals sich langsam wieder zu unseren Gunsten zu neigen begann. Mitten im Siegeslauf des **Waffen-SS**-Panzerkorps riß sie der Tod aus der Phalanx der Unterschützlichen, die stärker war als die lärmende Gefahr, und die den bolschewistischen Stoßverbänden, deren Spitzen sich damals den Ufern des Dnjepr näherten, das Schwert aus den Händen schlug. Im Wirbel der Schlacht sind die Leiber dieser Sieben untergegangen. Kein Grabhügel zeichnet ihr erloschenes Dasein in die Karte des Gedenkens. Zum Zeichen, daß auch sie zur Standarte der Unterblüten eingetragen sind, haben die Kameraden des **Waffen-SS**-Panzerregiments in der **Waffen-SS**-Division „Das Reich“ ihrem Andenken ein steinernes Mal gesetzt, an dessen quadratischer Front die Worte stehen: „Ihre Leiber fielen in Feindesland, ihre Taten bauen das Vaterland.“

Drei Wochen lang ist in aller Stille gearbeitet worden. Stein um Stein wurde in den Schoß der ukrainischen Erde gesenkt, bis der Block, in dessen Flächen die Balken mit den Gedenkwörtern eingelassen sind, sich vollendet und der Umfassungsring sich schloß.

Heute steht ein Ehrenzug der schwarzen Panzersoldaten bei dem Ehrenmal. Führer des Regiments säumen den Zugangsweg. Um die

neunte Stunde trifft der Divisionär mit dem Regimentskommandeur ein. Als letzterer das Mahnmal eingeweiht, der Toten gedacht, den Block als Markstein der Treue, die Umfassungsmauer aber als den symbolischen Ring der lebendigen Kameradschaft gedeutet hat und der peitschende Schlag der Salven in der Stille des Morgens untergegangen ist, ruft der Gruppenführer seinen toten Kameraden den letzten Gruß zu. Männlich, klanglos und stolz, stellen seine Worte die Toten und ihre Taten den Lebendigen als Vorbild und Ansporn hin. Sie rücken das steinerne Mal im Herzen Charkows in die Reihe der Gräber, deren Kreuze uns den Weg zum Siege weisen.

So sollen der Helden sie alle gedenken, die in einem stillen Augenblick von der Ssumskaja abzweigen und eine Minute des Gedenkens denken schenken, die für die bessere Zukunft gestorben sind. Dann werden sie, wenn sie die Hölle der Bäume verlassen und in die bizarre Kulisse des einstmaligen „Roten Platzes“ treten, den kleinen Fleck Erde nicht vergessen, den die Kameradschaft der Lebenden dem Andenken der Toten geweiht hat.

Möge er in den Händen der Standortkommandantur, in die der Gruppenführer die Pflege gelegt hat, ein Unterpfand des heldischen Lebens und Sterbens, ein Kleinod der männlichen Treue und der stummen Erhabenheit der Front bleiben! Dann sind auch jene Sieben, an die der Stein erinnert, nicht unsonst gestorben. Lebendig bleiben sie für immer in den Gedanken derer, die eine Weile verhalten haben, um das Mal zu setzen. Morgen schon werden sie weitermarschieren. Ihr Ziel war auch das Ziel der Toten: der Sieg.

Waffen-SS-Kriegsberichter Robert Krötz

Eine Tochter wurde geboren:

Eine Tochter im Juni. Dr. med. habil. Franz Niedner, **Waffen-SS**-Obersturmbannführer, Chefarzt eines Feldlazarett des Waffen-SS — Gisela, geb. Schöß, Wien 18, Pötzleinsdorfer Straße 28.

Siegfriede-Margarete, 22. 6. 1943, als erstes Kind. Walter Vetter, **Waffen-SS**-Unterscharführer in der Waffen-SS, ZZ, im Osten — Marta, geb. Munk, Stuttgart-Unterföhrheim, Luginsland.

Hella, 25. 6. 1943, als drittes Kind und zweites Kriegskind. Dr. med. Kurt Ungerath, **Waffen-SS**-Sturmbannführer in der Waffen-SS, ZZ, im Osten — Edith, geb. Miller, Berlin-Altglienick, Gemanenplatz 3.

Ursula Martha, 28. 6. 1943, als erstes Kind. Dr. Fritz Krantz, **Waffen-SS**-Obersturmführer in der Waffen-SS — Ingeborg, geb. Kamper, Bonn, Sternstr. 69.

Sigrid, 1. 7. 1943, als zweites Kind. Heinz Börmann, **Waffen-SS**-Hauptsturmführer in der Waffen-SS — Erna Börmann, Berlin-Charlottenburg 5, Stallstr. 1a.

Heidemarie, 1. 7. 1943, als erstes Kind. Dr. med. Walter Körner, **Waffen-SS**-Hauptsturmführer, Arbeitsarzt im RAD — Grete, geb. Lauber, Opladen, Quettinger Str. 143.

Ingeborg Regine, 4. 7. 1943, als erstes Kind. Hans Baldauf, **Waffen-SS**-Hauptsturmführer in der Waffen-SS — Friedel, geb. Wrobel, Berlin NW 87, Kaiserin-Augusta-Allee 87a, ZZ, Lazarett, Berlin-Lichterfelde.

Spähtrupp vor Leningrad

(Fortschreibung von Seite 6)

seinen Kopf hin. Da stehen drei, vier Kameraden vor ihm, die ins feindliche Feuer zurückgelaufen sind, haben Je. auf und rennen zum Panzergraben. St. stützt dem Bewußtlosen den Kopf, horcht auf den Atem. Der wird immer leiser. „Ein Mann vor, Tragbare holen!“

He. läuft los. Sind die Bolschewisten durchgekommen? Werden sie unten am Ausgang des Panzergrabens laufen oder nicht? Er kennt nur seinen Auftrag und hetzt in langen Sprüngen weiter. Da liegt der tote Bolschewist, der Graben ist zu Ende. Weiter! Jetzt müßten sie schreien...

Ganz langsam gehen die vier mit dem Verwundeten. Ein MG bleibt zurück und erwirkt das Feuer der Bolschewisten. Dann zieht es sich hinter den letzten Männern zurück. Der Steig zwischen den steilen Wänden des Panzergrabens ist schmal und glitschig. Immer wieder rutschen die Männer aus, müssen sich an den nachgebenden Lehmvänden festkralen, um nicht zu stürzen. Sie keuchen unter ihrer schweren Last, aber sie bemühen sich, dem Kameraden unnötige Schmerzen zu ersparen. Vorsichtig steigen sie über die toten Bolschewisten. Der Verwundete beginnt zu röcheln, dann ist er plötzlich still.

„Er atmet nicht mehr!“ sagt St. nach einer Weile.

Am Ausgang des Panzergrabens steht einer der Vorausgegangenen mit der schußbereiten Maschinenpistole und sichert die Rückkehr des Trupps. Die Bolschewisten sind nicht durchgekommen. Der Weg ist frei.

Als sie den Steig erreichen, kommt ihnen He. mit der Bahre entgegen. Langsam tragen die Männer ihren Toten über den Wasserarm zurück, in dessen Wellen sich glitzernd die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne spiegeln.

Waffen-SS-Kriegsberichter Josef von Gollitschek

Heide, 4. 7. 1943. Karl Gennari, **Waffen-SS**-Unterscharführer, ZZ, Res-Laz. — Ursula, geb. Maß, Berlin-Frohnau, Wahlriedstr. 12.

Ingrid, 6. 7. 1943. Gneomar Gräf von Hoym, **Waffen-SS**-Sturmbannführer und Abt-Kdr. in der Waffen-SS, ZZ, im Felde — Ilse Gräf von Hoym, Landau-Pl., Waffenstr. 2.

Eike, 6. 7. 1943, als zweites Kind. Helmut Loeffl, **Waffen-SS**-Sturmbannführer, ZZ, im Osten — Sigrid, geb. Dethlefsen, Berlin-Lichterfelde-West. Unter den Eichen 125a.

Heide, 7. 7. 1943, als zweites Kind. Ulrich Dümichen, **Waffen-SS**-Sturmbannführer und Abt-Kdr. — Lieselotte, geb. Burmeister, Berlin-Siegitz, Lothar-Bucher-Str. 12.

Heidi, 9. 7. 1943, als zweites Kind. Leutnant Hans Adolf Weber, **Waffen-SS**-Hauptsturmführer, ZZ, im Felde — Lya Weber, Berlin-Lankwitz, Wernhauer Str. 4.

Dagmar Ursel, 13. 7. 1943, als zweites Kriegskind. Karl Ludwig Krell, ZZ, **Waffen-SS**-Oberscharführer in der Waffen-SS — Annelies, geb. Wagner, Stuttgart-W. Rötest. 12.

Silke, 15. 7. 1943, als drittes Kind. Walter Schenk, **Waffen-SS**-Sturmbannführer — Herta, geb. Schulz, Lemberg-Gäßchen, Mäienstr. 2.

Zwilllinge wurden geboren:

Karsten Hermann u. Eckhart Ferdinand, 7. 7. 1943, als zweites und drittes Kriegskind. August Kröncke, **Waffen-SS**-Hauptsturmführer u. Adjutant in der **Waffen-SS**-Gren-Div. Leibstandarte-Adolf Hitler — Margarethe, geb. Menzel, Hamburg 26, Chapeaurougeweg 34.

Im festen Glauben an den Endsegen und in unerschütterlicher Liebe zu Führer und Vaterland fiel im Osten nach 3-jährigem Einsatz seiner einzigen, geliebten, sonnigen Sohn und Bruder, der unter lieber Enkel und Nefie, mein herzensguter Brautigam.

Gottfried Till

Waffen-SS-Unterscharführer i. d. Waffen-SS, Inh. d. EK. 2 und der Ostmedaille — 28. 9. 1918 — 1. 1. 1943. Sein Heidentod bleibt seines ganzen Stolzes stets Verpflichtung.

Mari und Rudolf Till, Eltern; Ely Zimmermann; Grete Maritelli und Traude Wöber, Schwestern; Maria und Ignaz Rücker, Großeltern; Familie Swooboda, sowie sämtliche Anverwandte; Kathie Eberle als Braut, Krems a. d. Donau, Wien, Graz, Mailand.

Willi Palleche

Waffen-SS-Hauptsturmführer und Kompanieführer in der Waffen-SS — geb. 28. 12. 1917, gest. 17. 10. 1942. Ein zu großen Hoffnungen berechtigtes Soldatenleben fand durch den Tod seine Krönung. Er war und bleibt mein Vorbild.

Lieselotte Palleche, geb. Bielenberg; Jens und Heike, Berlin-Baumschulenweg, Neue Krugallee 128.

Kameraden, die mit meinem Mann bis zu seinem Tode zusammen waren, bitte ich um Nachricht.

Für Führer und Großdeutschland lebte, kämpfte und gab als höchsten Einsatz sein junges Leben mein geliebter Lebenskamerad, der beste Vater seiner Kinder.

Erwin Kämann

Waffen-SS-Unterscharführer in der Waffen-SS — geb. 21. 11. 1919 — 12. 2. 1943. Inhaber des EK. 2, des Inf.-Sturmabzeichen, des Verwundetenabzeichen und der Ostmedaille. Wir gaben unser Bestes, sein Tod wird uns Verpflichtung sein!

Rudi Axmann, Gattin; Eltern; Bruder; Herbert; Schwiegereltern; Schwager und Schwiegertochter; M. Schönberg, Sudetenland.

Martin Wienecke

Waffen-SS-Schütze in der Waffen-SS — im Alter von 19 Jahren. Ww. Friederike Wienecke und Tochter Käte.

Stettin, Blumenstraße 10.

Mein lieber Lebenskamerad, unser treusorgender Vater, unser lieber Sohn und Bruder, der

Erich Labod

Waffen-SS-Oberscharführer — geb. 24. 3. 1912 — 25. 5. 1943. Sein Leben war vor und nach der Befreiung der Heimat immerwährender Einsatz für Führer und Volk.

Malvine Weiß, geb. v. Lettow-Vorbeck; Charlotte Weiß; Heinrich Weiß, Pharmazeut; Ernst Weiß, Apotheker; Nora v. Lettow-Vorbeck, geb. v. Blumenthal; Editha Weiß, geb. Warmbier; Heloise v. Lettow-Vorbeck.

Kiehnoden, Krs. Tuchel/Westpr., Jarotschin/Wartheland, Posen, Gröbitz über Weißensee 2.

Mein lieber Lebenskamerad, unser treusorgender Vater, unser lieber Sohn und Bruder, der

Willi Potthast

Uitz. und Geschäftsführer in einem Grenadierregiment — Inh. des EK. 2, des Inf.-Sturmabzeichen, des Verwundetenabzeichen und der Ostmedaille — im Alter von 31 Jahren. Seine Kameraden bettelten ihn in der Feuerstellung seines Zuges zur letzten Ruhe. Sein Wesen soll uns stets Vorbild sein. In seinem Söhnchen Klaus wird er für immer weiterleben.

Lina Potthast, geb. Brähage, und Söhnchen Klaus; Familie Wilhelm Potthast; Familie Fritz Brähage.

Lemgo/Bielefeld, im Mai 1943.

Winter Garten
Berlin am Bahnhof Friedrichstraße
Ballett Bonafé, Ein Ball um 1900, und ein Klasse-Programm! Beginn: Siehe Tageszeitungen

SCALA im August!
mit: GESCHW. WALTONEN SYLVIA de BETTINI CHARLOTTE DALYS MIT DEM ORCHESTER JOOP BAKKER UND DER RONDELLAS TANZ-SCHAU U. A. M. TÄGL. 19.30 MITTW. SBD. SONNTAG AUCH 16

HAUS VATERLAND
Das bunte Kabarett-Programm
Telef. Tischbestellungen zwecklos
Atlantis Behrenstr. 53/54
15.00 und 19.00
2 große Vorstellungen und im Hafen Kapelle Wipper
Eintritt frei!

Offiziersledermäntel
Lederuniformen, alte Lederjacken, reinget. entfettet, läuft, repariert. Rocalin-Führung.
Hermann Callen
Berlin G 2, An der Spandauer Brücke 2
Tel. 42 1038

BESSER ist mehr als "GUT"
ESST BESSERES BROT: **Vollkornbrot** von **ASCHINGER**

Die Schuh polier mit **Kavalier** über hauchdünn

Wenn Sie grundlegende Kenntnisse in Maschinenbau, Bau-technik, Elektrotechnik und anderen technischen Fächern erwerben wollen — Kenntnisse, die Ihnen weiterhelfen, die Sie an den Platz bringen, der Ihnen Fähigkeiten entspricht, dann greifen Sie gern zum Christiani-Fernstudium. Es ist nichts weiter notwendig, als Volksschulbildung und Freude an technischen Dingen. Das Studieninstitut von monatlich RM 2,75 ist für jeden erschwinglich. Kameraden im Feld und in der Heimat sind begeistert von der Leistungsfähigkeit des Lernens und den erzielten Erfolgen. Durch die Eigenart der Lehrweise werden flüssiges Lesen und langweiliges Auswendiglernen vermieden. Sie wachsen förmlich in den Lehrstoff wie ein Kind in die Muttersprache. Die laufende Betreuung des Studien teilnehmers merzt Fehler und Mißverständnisse aus und führt auf Grund jahrelanger Lehrerfahrungen an den Klippen des Fernstudiums vorbei. Verlangen Sie unter Angabe Ihres Berufes, ihrer Berufsziele und ihrer Anschrift nähere Unterlagen.

DR. ING. HABIL. P. CHRISTIANI, KONSTANZ 41

Sie werden sich leicht entscheiden
Sie sind ja gewohnt, nachzudenken. Eine gute Geldanlage und zugleich Schutz Ihrer Familie bietet unsere Lebensversicherung. Für jede 21/20 Mark, die ein 30-jähriger monatlich beiträgt, zahlen wir rund 1000 Mark im Alter 65. Im Sterbefall bekommt die Familie das Geld sofort. Handeln Sie gleich!

Jetzt ausschneiden, auf Postkarte kleben und an die Gothaer Lebensversicherungsgesellschaft, Gotha, senden.

Schicken Sie mir unverbindlich Ihre Schrift „Gotha-Schutz“. Welche Summe kann ich für monatlich RM versichern?

Herr _____
Frau _____
Fräulein _____
Beruf _____
Wohnort _____
u. Straße: _____

S 63

Das Bad auf den TENNE

Ein Farbfilm der TOBIS
Will Dohm • Heli Finkenzeller
Rich. Häusler • Gisela v. Collande
Marianne Simon • Willy Seydel
Paul Heacken • Walter Lieck
Drehbuch: Rolf Meyer, Herb. Tjaden,
Volker v. Collande, nach einer Idee
von Rolf Meyer

Musik: Theo Mackeben

Spieleitung: VOLKER VON COLLANDE

Afagcolor-Farbenfilm-Verfahren

Der Geißhub - Ein Ufa-Kulturfilm

2. Woche

CAPITOL am ZOO 2.45, 5.15, 8.00 Uhr

19.30 MITTW. SBD. SONNTAG AUCH 16

mit: GESCHW. WALTONEN SYLVIA de BETTINI CHARLOTTE DALYS MIT DEM ORCHESTER JOOP BAKKER UND DER RONDELLAS TANZ-SCHAU U. A. M.

19.30 MITTW. SBD. SONNTAG AUCH 16

Betrieb Borchardt

HAUS VATERLAND

Das bunte Kabarett-Programm
Telef. Tischbestellungen zwecklos

15.00 und 19.00

2 große Vorstellungen und im Hafen Kapelle Wipper

Eintritt frei!

Offiziersledermäntel

Lederuniformen, alte Lederjacken, reinget. entfettet, läuft, repariert. Rocalin-Führung.

Hermann Callen

Berlin G 2, An der Spandauer Brücke 2

Tel. 42 1038

1. Dosen aufbewahren + Nachfüllbeutel helfen

</div